

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1934-1936)

Artikel: Gottfried Roth : ein schweizerischer Afrikareisender
Autor: Schmid, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

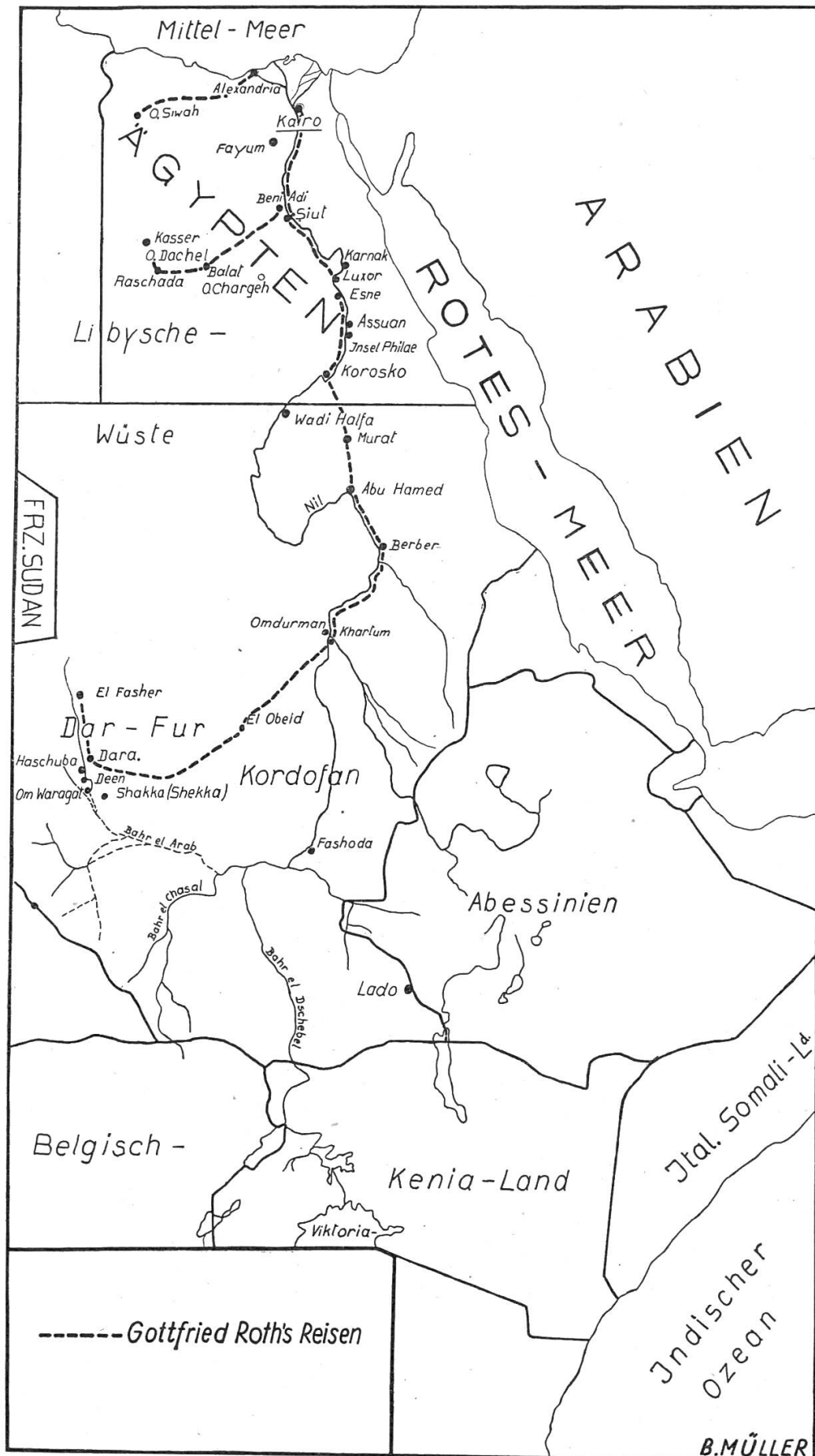
Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOTTFRIED ROTH
EIN SCHWEIZERISCHER AFRIKAREISENDER

von

Dr. E. Schmid.



Maßstab ca. 1 : 25 Millionen.

Gottfried Roth

Ein schweizerischer Afrikareisender

von

Dr. E. SCHMID.

Das Leben unseres schweizerischen Afrikareisenden Gottfried Roth wird uns am klarsten, wenn wir es in aller Kürze in den Rahmen der Weltereignisse hineinstellen, welche sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts im Orient zutrugen.

Im Jahre 1869 wurde bekanntlich durch den Franzosen Ferdinand von Lesseps der Suezkanal fertiggestellt. Für die Franzosen bedeutete die Vollendung dieses Riesenwerkes einen Höhepunkt ihres Ansehens und ihrer Politik im Orient. Um den neuen, äußerst wertvollen Verkehrsweg mußten sich aber in der Folge fast gezwungen auch die Engländer interessieren. Bildete doch diese neue Wasserstraße am Wege zu den englischen Kolonien in Süd- und Ostasien einen sehr wichtigen Abschnitt.

Aegypten gehörte um diese Zeit nominell noch zur Türkei. Doch war diese staatliche Verbindung recht locker, zumal sich das osmanische Reich zur selben Zeit im Stadium des Zerfalls befand. — Zu Aegypten gehörten damals recht bedeutende Gebiete am roten Meer, in Nubien, der libyschen Wüste, sowie im Kordofan und Darfur. Das Land erstreckte sich somit von der Nilmündung bis an den Aequator. Freilich standen diese südlichsten Gebiete in einem ähnlichen Verhältnisse zu Aegypten, wie dieses zur Türkei. Die Truppen, die Aegypten in seinen Ländereien unterhielt, standen meist unter dem Kommando europäischer Offiziere. Der berühmte Sir Samuel Baker war der erste Gouverneur von Aequatorial-Aegypten. Ihm folgte im Jahre 1874 sein mutiger Landsmann General Gordon. Dieser verbrachte hier drei Jahre im Kampf mit ungeheuerlichen Schwierigkeiten: „ringend mit einem verworrenen und fruchtbaren Landstrich, einem entsetzlichen Klima, mit Insektenplage und ekelhaften Seuchen, mit der Gleichgültigkeit von Untergebenen und Vorgesetzten, der Brutalität der Sklavenhändler und dem Haß der Eingeborenen. Einer nach dem Andern erlag die

kleine Schar seiner europäischen Helfer. Mit ein paar hundert ägyptischen Soldaten mußte er Aufstände unterdrücken, Wege bauen und befestigte Posten errichten. All das vollbrachte er.¹⁾ Nach drei Jahren trat Gordon indes von seinem Posten zurück um ihn zu vertauschen mit demjenigen eines Generalgouverneurs über den Sudan mit Sitz in Chartum. Zu dieser Zeit hatte Gordon Pascha ausgezeichnete Unterführer. Im Bahr-el-Ghasalgebiet residierte der energische Italiener Gessi und nach dessen Tod im Jahre 1880 der Engländer Lupton Bey, im Darfur befahl der Oesterreicher Slatin Bey und in Lado im südlichen Nilgebiet, der Deutsche Emin Pascha (Eduard Schnitzer), der 1889 von Stanley nach Sansibar geführt wurde. Mit diesen Männern schuf Gordon Ordnung im Sudan — soweit dies möglich war. Er bekämpfte die aufständischen Provinzen, die orientalische Korruption und mit aller Macht den Sklavenhandel, gegen den in diesen nie wirksam unterworfenen Ländereien fast nicht aufzukommen war. Trotz seiner unbestrittenen Erfolge dankte Gordon 1880 zur Freude der schwachen ägyptischen Regierung ab. An seine Stelle trat der Mohamedaner Rauf Pascha, der in der Sklavenfrage bald eine andere Auffassung als sein Vorgänger bekundete.

Die Regierung in Aegypten waltete schlecht, vorab mit ihren Finanzen. Es kam daher zum Staatsbankerott, worauf eine zur Hauptsache aus Engländern und Franzosen zusammengesetzte Finanzkontrollkommission eingeführt wurde. Gleichzeitig erhoben England und Frankreich Protest gegen die ägyptische Mißwirtschaft. Die beiden Länder setzten 1879 auch die Absetzung des Ministerpräsidenten Ismaël Pascha durch. Diese Vorgänge konnten nicht ohne Folgen bleiben. Nationale Kräfte lehnten sich gegen die Fremdherrschaft auf. Ein Offizier, Arabi Pascha, organisierte den militärischen Widerstand des Landes. Es kam zu Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten. Als dabei in Alexandrien über 50 Europäer getötet wurden, wollte England zusammen mit Frankreich, hernach auch mit Italien mit bewaffneter Macht eingreifen. Allein Frankreich versagte die Gefolgschaft; wohl wegen des eben eroberten Tunis wollte man keinen neuen Krieg. George Clemenceau war der Führer derer im Parlament, die jede Einmischung in die ägyptischen Verhältnisse ablehnten. Auch Italien wollte nicht mittun,

¹⁾ Strachey, Lytton: Das Ende des Generals Gordon. Verlag S. Fischer, Berlin, S. 31—32.

doch legte man hier den Engländern nichts in den Weg. So zogen diese ungewollt allein und trotz der drohenden Haltung Rußlands nach Aegypten. — Rasch nacheinander wurden Alexandrien, Port Said und der Suezkanal erobert. Nachdem Arabi Pascha bei Tel-el Kebir vernichtend geschlagen wurde, zogen die Engländer im September 1881 als Sieger in Kairo ein. Von diesem Zeitpunkt an kam damit Aegypten unter britischen Einfluß. Dafür entfremdete sich England durch die erfolgten Geschehnisse auf lange Zeit von Frankreich. Das hatte zur Folge, daß für die deutsche und englische Kolonisation in Afrika der Weg geebnet wurde.

Im Sudan erhob sich um diese Zeit ebenfalls ein Aufstand nationaler und religiöser Art. Ein Glaubenseiferer, namens Mohammed Achmed, hatte sich zum Ziel gesetzt, die ganze mohamedanische Welt religiös zu erneuern. Zu diesem Zwecke wollte er zunächst den Sudan, dann Aegypten erobern. Er tat Prophezeiungen und Wunder, und sein Ruhm breitete sich mächtig aus im Lande. In raschem Siegeslauf schlug dieser fanatische Führer, „Mahdi“ (d. h. der Erlöser oder Führer) genannt, die ägyptischen Truppen im Sudan.

In dieser kritischen Lage wünschten England und Aegypten den tatkräftigen General Gordon wieder auf seinen Posten zurück. Am 24. Februar 1884 kam dieser wirklich wieder und zwar als Oberbefehlshaber nach Chartum in den Sudan. Gordon hatte den bestimmten Auftrag, die Truppen im Sudan zurückzuziehen und auch Chartum zu räumen. Ganz entgegen dieser Instruktion war Gordon fest entschlossen, den Sudan zurückzuerobern, Chartum zu halten und den „Mahdi“ zu vernichten. Allein der britische General verkannte die mächtige, politische und religiöse, gegnerische Bewegung. Die Aufständischen eroberten Berber und schnitten damit den Verteidigern von Chartum den Rückzug ab. Die Stadt, lange belagert, fiel am 26. Januar 1885 in die Hände der Feinde. Gordon fand dabei den Heldentod (Vergl. Seite 16).

In die Ereignisse der Jahre 1877—82 fällt das Auftreten unseres Gottfried Roth.

Auf diesen unsern Landsmann wurde ich auf folgende Weise aufmerksam: Am 6. Juli 1923 schrieb mir der bekannte Afrikaforscher Georg Schweinfurth, mit dem mich ein Zufall öfters zusammenführte, folgende Zeilen:

„Sie erinnern sich wohl, daß ich in unsern Gesprächen öfters eines Schweizers Erwähnung tat, über dessen Schicksal ich gar zu

gerne Näheres erfahren hätte. Vielleicht sind Sie im Stande, Nachfrage zu halten bei Leuten, die sich noch ägyptischer Vorgänge, welche sich vor ca. 40 Jahren ereigneten, erinnern können. Ich habe in der Schweiz gewiß Altersgenossen, die zu meiner Zeit in Aegypten waren. — Es handelt sich um *Gottfried Roth*, der Ende der siebziger Jahren als Lehrer an der amerikanischen Missionsschule tätig war, die in Siut Dr. Hogg leitete. — 1880 begab sich Roth nach Kairo zum damaligen Premier Riaz Pascha, um ihm anzuzeigen, daß trotz des 1877 mit England abgeschlossenen Vertrages zur Unterdrückung des Sklavenhandels bei Siut wieder, wie vor Jahren, eine riesige Sklavenkarawane aus Darfur eingetroffen und zum Verkehr zugelassen war. Es gab einen großen Skandal. Der Gouverneur der Provinz Siut wurde abgesetzt und alle Waren der Karawane konfisziert. Ich schrieb damals in eine europäische Zeitschrift darüber.¹⁾ — Roth hat auch eine Reise nach Siwa, der Jupiter-Ammon-Oase beschrieben. — Ihre Angaben wären mir für meine Tagebücher von Wert.“

Unverzüglich suchte ich den Wunsch des greisen Forschers zu erfüllen. Persönlich hatte ich zwar von unserm Landsmann Gottfried Roth nie irgend etwas gehört. Den einzigen Angaben über ihn begegnete ich in einer Publikation von Dr. Hans Schinz²⁾ über schweizerische Afrikaforscher. Darüber hinaus fand ich auch die, von Schweinfurth und Schinz angedeutete Arbeit Gottfried Roths über dessen Reise nach der Oase Siwa³⁾. In dieser Reiseschilderung steht folgende redaktionelle Anmerkung: „Der junge schweizerische Afrikareisende Gottfried Roth aus Wettingen! (Kt. Aargau) ist als Sprachlehrer im Dienste einer englischen Antisklavereigesellschaft zum Zwecke der Unterdrückung des Sklavenhandels ins Innere der Wüste Sahara aufgebrochen und hat von der Oase Siwa aus unterm 23. März 1880 den beigefügten Bericht an die Ostschweizerische Geographisch-Kommerzielle Gesellschaft in St. Gallen gerichtet.“

Schon Schinz machte beim Bürgerort Wettingen ein Fragezeichen. Meine Erhebungen auf dem dortigen Zivilstandsamt und

1) Monatsschrift für den Orient. Wien 1880, S. 98—102. G. Schweinfurth: Vom Wiederaufleben des Sklavenhandels.

2) Schinz, Hans: Schweizerische Afrikareisende und der Anteil der Schweiz an der Erschließung Afrikas überhaupt. — Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Zürich auf das Jahr 1904, S. 16 und 17.

3) Aus der Oase Siwa, Wüste Sahara. — Korrespondenz von Gottfried Roth. Jahresbericht der Ostschweizerisch geographisch-Commerziellen Gesellschaft, St. Gallen, 23. März 1880/81.



Gottfried Roth 1853—1882

der Seminardirektion Wettingen blieben ergebnislos. Zahlreiche andere Anfragen zeitigten ein gleiches, negatives Resultat.

Da spielte mir im vergangenen Frühjahr der Zufall aus der schweizerischen Landesbibliothek ein Schriftchen von Gottfried Roth aus dem Jahre 1880 in die Hände, und fast gleichzeitig entdeckte ich in alten Akten unserer Gesellschaft ein Manuskript vom gleichen Verfasser aus dem Jahre 1881. In einer einführenden Anmerkung der Druckschrift Roths über „Eine Episode in Oberägypten“¹⁾ steht folgender einleitende Text: „Der Verfasser dieser Schilderung, ein junger Bürger aus einer linksufrigen Gemeinde des Bezirks Aarau hält sich seit einiger Zeit in Oberägypten auf, wo er, von aufopfernder Menschenliebe und unermüdlichem Forscherdrang getrieben, sein Leben und seine Kräfte einem der edelsten Werke, der Befreiung der unglücklichen afrikanischen Sklaven geweiht hat. Bereits ist über seine geschickte und energische Tätigkeit ein sehr anerkennender Bericht des berühmten Afrikaforschers Dr. Georg Schweinfurth in die Oeffentlichkeit gedrungen, ebenso hat Roth diesen Sommer von dem britischen Minister des Auswärtigen, Lord Granville, in Verdankung seiner Verdienste um die Bekämpfung des Sklavenhandels in Siut eine herzliche Glückwunschartrede erhalten.

In der Voraussetzung, daß auch sein Vaterland und speziell seine engere Heimat gerne von dem menschenfreundlichen Streben dieses Mannes Notiz nehmen werde, lassen wir hiemit eine hochinteressante Schilderung folgen, die er jüngst an seine hiezulande wohnenden Angehörigen gerichtet hat.“ — Damit waren die sichern Heimatspuren Roths entdeckt. Sie wiesen nach E r l i n s b a c h bei Aarau. Von dort wurden mir aus der Gemeindekanzlei genaue, zuverlässige und wertvolle Aufschlüsse gegeben.²⁾

Es ließ sich bei diesen Ermittlungen folgendes feststellen: Die Familie Roth ist in Erlinsbach wohl schon seit Jahrhunderten beheimatet. Der Vater des Afrikareisenden Gottfried Roth wohnte im Brühl zu Obererlinsbach und zwar da, wo man den Arnisbach in der Richtung Gehren-Küttigen oder Buch-Aarau überschreitet. Noch erheben sich dort zwei Bauernhäuser. Links von der Brücke

¹⁾ Eine Episode aus Oberägypten von Gottfried Roth, Assiut (Siut), 5. Juni 1880. Sonderheft der Buchdruckerei K. Stierlin in Aarau.

²⁾ Herr Gemeindeschreiber L ü t h i nahm sich der Nachforschungen in vorbildlich gefälliger Weise an. Ihm verdanke ich alle amtlichen Angaben über die Familie Roth, mit der Lüthi übrigens in Verwandtschaft stand.

stand das Vaterhaus Gottfried Roths. Dessen Vater Rudolf war Küfer und Weibel. Er war ein kleines, buckliges Männchen, hochintelligent und außergewöhnlich praktisch. Im Volk trug Rudolf Roth den Namen „Joggeli-Weibel“ oder „Joggeli-Küfer“. Ältere Leute erinnern sich seiner noch als Dorfchirurg, der manchem Erlinsbacher Zähne auszog. Der Joggeli-Küfer wurde anno 1817 geboren und starb 1891. — Seine Ehefrau, eine geborene Verena Kasper, galt als biedere, fleißige und rechtschaffene Frau und als gute Mutter. Sie wurde 1814 geboren, vermählte sich 1844 mit Rudolf Roth und starb sieben Jahre nach ihrem Gatten.

Rudolf Roth hatte vier Kinder: drei Buben und ein Mädchen. — Der älteste Sohn, Rudolf Theophil, wurde 1845 geboren. Er bildete sich später zum Kaufmann aus. Als solcher wanderte er frühe in fremde Länder. Theophil kam bis Panama. Beinahe wäre er auf der Fahrt dorthin auf einem brennenden Schiff umgekommen. Später sehen wir Theophil Roth als Direktor eines Exporthauses in St. Nicolas (Argentinien). Schließlich kehrte Theophil nach Europa zurück, wo er längere Zeit als Kaufmann in Berlin tätig war. Seine Ehe mit Olga Blanche von Langenthal blieb kinderlos. Theophil Roth starb als Sensal 1910 in Zürich.

Ihm folgte im Alter die, 1849 geborene Karolina, die sich mit Rudolf Bircher, in Küttigen vermählte. Aus dieser Ehe sind noch die letzten Blutsverwandten der Familie Roth vorhanden.¹⁾

Gottfried Roth, genannt Fritz, der spätere Missionsschullehrer, wurde am 16. Februar 1853 geboren. Er erreichte das geringste Alter unter seinen Geschwistern, — starb er doch schon mit 29 Jahren im Sudan.

Der jüngste Sohn Arnold erblickte das Licht der Welt im Jahre 1857. Er war im Gegensatz zu seinen Brüdern nie außer Landes, obwohl auch er sich zum Kaufmann ausbildete und zuerst in Genf, dann in Glattbrugg bei Zürich tätig war. Später lebte er bei seiner Schwester Karoline Bircher-Roth in Küttigen. 1932 starb dieser letzte der Brüder Roth, ebenfalls unverheiratet, wie sein Bruder Gottfried.

Das Fehlen direkter Nachkommen der drei Brüder Roth ge-

¹⁾ Frau Bircher-Ackermann in Zürich überließ mir in entgegenkommender Weise eine Reihe von Briefen, sowie das Bild von Gottfried Roth. Ebenso machte mir Frau Großmann-Bircher in Aarau, als Tochter der Karolina Roth in Küttigen, verschiedene dankenswerte Mitteilungen über die Familie Roth.



Geburtshaus von Gottfried Roth in Erlinsbach

staltete unsere Erhebungen schwierig. Und da nur ganz wenige Mitbürger den Sohn Gottfried noch kannten, so sind die Ergebnisse aus der Jugendzeit Roths eben recht spärlich. Zudem sind seit dem Tode dieses Mannes bereits mehr als 50 Jahre verflossen. Recht wertvoll waren mir deshalb die Angaben von Herrn alt Gemeindeammann Roth, in Erlinsbach, der die benachbarte Familie Rudolf Roth und deren Kinder alle noch gut kannte. Selbst der früh verstorbene Gottfried war ihm noch in bester Erinnerung.

Dieser lebende Kenner schilderte die Brüder Roth und deren Vater als außerordentlich begabt. Es war eine Familie besonderer Art. Die Knaben mußten neben der Schule schon frühe Privatunterricht zu ihrer Weiterbildung nehmen. Dabei erwies sich Gottfried als ganz hervorragend begabt. In den beiden älteren Buben steckte aber bereits in der Jugend ein unbändiger Wandertrieb. Gottfried war schon in jungen Jahren sehr energisch, wagemutig und entschlossen. Sonst wissen wir über das Jugendleben von Gottfried Roth recht wenig. Der strebsame Schüler absolvierte die Schulen von Erlinsbach unter dem tüchtigen Lehrer Jakob Roth. Hierauf erlernte Gottfried den Beruf seines Vaters, d. h. er wurde Landwirt und Küfer. Im Gemeindearchiv von Erlinsbach lesen wir von einer Empfehlung, die dem jungen Roth am 9. August zum Besuche eines landwirtschaftlichen Spezialkurses nach Muri ausgestellt wurde, und im Jahre 1871 erhielt Gottfried ein Wanderbuch (Reisepaß) zu Reisen ins Ausland. 1875 treffen wir unsern Landsmann in Paris. Aber schon am 19. Juli 1876 schrieb er seinen Eltern einen Brief aus England. Vorher hatte er zwar die Absicht nach Argentinien zu seinem Bruder Theophil auszuwandern. Da er von diesem aber keine Nachricht erhielt, so zog er nach near Harogate ins Pannal House, zur Erlernung der englischen Sprache. Das Pannal House war zu dieser Zeit eine ausgezeichnete englische Mittelschule (College) unter der Leitung von Mr. Thomas Watson.¹⁾ Es scheint, daß der junge Erlinsbacher hier ordentlich vom Heimweh geplagt wurde, schließt er doch seinen Brief mit den Worten: „Ich würde mich glücklich schätzen, sehr bald und recht viel von daheim zu vernehmen, denn wie könnte man hier, vom Meere umgeben, ‚Waldbrunnental‘ vergessen, diesen rebenumkränzten Ort, welchen die Natur so schön geschaffen hat.“

¹⁾ Briefliche Mitteilung von John E. Wilshire, Direktor of Publicity in Harrogate, vom 4. und 27. November 1937.

Um diese Zeit war die englische öffentliche Meinung stark bewegt vom Kampfe gegen die Sklaverei in Zentral- und Nordafrika. Es kam 1877 zu einem Vertrag zwischen England und Aegypten, der den Sklavenraub im ganzen Nilgebiet und dem Sudan strenge untersagte. Von da an galt der Sklavenhandel, der besonders durch mohamedanische Araber betrieben wurde, als strafbares Verbrechen.

In England kam Roth offenbar auch mit Führern der Antisklavereigesellschaft zusammen. Die Berichte, die er hier, dann in der englischen öffentlichen Meinung und wohl auch in der Schule vernahm, haben seinen stark entwickelten Gerechtigkeitssinn mächtig erregt. Der Schüler dachte in allem Ernste daran, den Armen und Verfolgten in Afrika zu helfen. In seinem Herzen stand es fest: Er wollte nach Innerafrika, hinein in den Sudan, hinauf bis zu den Quellen des Sklavenhandels. Kein Wunder, daß der junge Schweizer unter den Eindrücken seiner Umgebung schon 1877 von neuem den Wanderstab ergriff und zunächst Aegypten zum Ziel seiner Reise wählte. Hätte unser Gottfried die Mittel gehabt, er wäre wohl schnurstracks in den Sudan gereist. Da ihm diese aber fehlten, so blieb er zunächst als Tagelöhner einige Zeit in Alexandrien. Von Freunden oder Bekannten Geld anzunehmen widerstrebte dem ehrlichen, selbständigen Menschen, der dazu viel zu stolz war.

Am 29. Januar 1878 erhielten die Eltern Roths von ihrem Sohne ein Schreiben aus Aegypten, samt einem Gedicht an die Mutter, das rührende Gedanken zum Ausdruck bringt. Mutter Roth sandte dieses Gedicht an Arnold nach Genf mit den Worten: „Die Gesinnung in dem Gedicht Gottfrieds ist lehrreich. Jugendjahre und männliches Alter sind oft von recht großem Unterschied. Man muß das als Mutter beherzigen.“ Aus diesen letzten Zeilen ist zwischen- durch zu spüren, daß Gottfried wohl in seinem steten Drang in die Welt hinaus zu ziehen, das mütterliche Herz wohl nicht selten betrübte.

Von Alexandrien zog Roth nach dem 500 Kilometer südlich gelegenen Assiout (Siut) am Nil; dabei durchzog er weite Wüstenstrecken, wobei er sich immerwährend um das Sklavenwesen erkundigte. In Assiout fand Roth dank seiner vorzüglichen Kenntnisse in der französischen Sprache als Französischlehrer Anstellung in der dortigen amerikanischen Missionsschule, die damals unter der tüchtigen Leitung des englischen Direktors Dr. Hogg stand. — Um

sich für seinen spätern Aufenthalt im Sudan vorzubereiten — Roth verlor sein Ziel nicht einen Augenblick aus dem Auge — lebte der neue Missionslehrer sehr asketisch. Er schlief auf hartem Boden, bedeckte sich mit einem Teppich und aß sehr einfach. Von Assiout sandte Roth unterm 27. Oktober 1880, kurz vor Antritt einer neuen Wüstenreise, Nachrichten an Bruder Arnold, mit dem er offenbar innerlich am meisten verbunden war. Neuerdings sickert in diesen Zeilen das Heimweh durch, heißt es doch an einer Stelle: „Wenn man in den Wüsten Afrikas umherirrt, so ist ein Brief aus der Heimat ein wahrer Balsam für den zurückkehrenden Wanderer.“

Von der eben angedeuteten Wüstenreise kehrte Roth im Frühjahr 1881 nach Alexandrien zurück. Von dort schrieb er am 22. April 1881 an Arnold: „Soeben komme ich von einer fünfmonatlichen Wüstenreise von der Oase Siua (Siwah) zurück. Meine Rückreise war höchst beschwerlich und mühevoll. Das mitgenommene Wasser ging zur Neige und wir litten 2^{1/2} Tage gräßlichen Durst. Zu alledem verirrte sich mein Führer und die Situation wurde jeden Augenblick trauriger. Endlich erreichten wir freundliche Araber, die uns mit Wasser versorgten. Meine Kleider gingen zugrunde und ich mußte mich in das Wüstengewand eines wandernden Beduinen einkleiden. Der Zweck meiner Reise war jedoch erfüllt. Die Sklavenkarawanen, gegen welche ich auszog, getrauten sich nicht während meiner Anwesenheit von Siwah nach Aegypten zu kommen.“

Am 29. Juli meldete Gottfried, daß er seine „Reise nach der Oase Siwah“ mit 340 Seiten beendet habe. (In diesem Umfange wurde die Beschreibung wohl nirgends veröffentlicht.) Weiter heißt es im selben Briefe: „Das zweite Buch meiner Grammatik ist noch nicht erschienen.“ Wir lernen hier Gottfried Roth wirklich als Sprachlehrer kennen. Im Literaturverzeichnis der Geographisch-Kommerziellen Gesellschaft St. Gallen finden sich im Jahrgang 1880 unten verzeichnete Bücher angekündigt ¹⁾ ²⁾.

Roth war also offenbar sehr sprachbegabt. Neben Deutsch, Französisch und Englisch beherrschte er auch das Arabische gründlich. Die erwähnten Sprachbücher Roths waren Jahrzehnte in Aegypten als geschätzte Lehrmittel sehr verbreitet.

Der letzte Brief, der mir von Roth zu Gesichte kam, stammt

¹⁾ Roth, Godfrey: Arabic and English, an easy method. Part first. Asyoot.

²⁾ Roth, Godfrey: Nouvelle méthode pour bien apprendre la langue française en peu de temps. Alexandrien 1880.

vom 15. Dezember 1881 aus Chartum. Darin macht Gottfried sowohl Arnold als auch seinen Eltern Vorwürfe, daß sie ihm so wenig schreiben, was er doch, trotz der Ferne so fleißig tue. Schließlich berichtet er von seiner Reise, die er innert 48 Tagen von Kairo nach Chartum ausgeführt hatte und die hier nach 56 Jahren erst Aufnahme in unsern Heften gefunden hat. Man kann sich fragen, ob es noch einen Sinn habe, dieses Manuskript zu veröffentlichen. Wir tun das aus zwei Gründen: Einmal ist der Bericht zu Vergleichszwecken mit der Gegenwart ganz entschieden von Wert. Sodann betrachten wir es als einen Akt der Anerkennung und der Pietät, wenn wir die verdienstvolle Arbeit unseres Landsmannes aus dem Dunkel ans Licht rücken. Roth verdient unbedingt, daß er als schweizerischer Afrikareisender festgehalten wird. Er soll nicht der Vergessenheit anheimfallen.

Hätte übrigens der junge Mann nicht das Unglück gehabt, in die denkbar ungünstigsten, kriegerischen Verwicklungen hineinzugeraten, wir hätten von dem tüchtigen Beobachter und aufmerksamen Reisenden sicher noch recht viele und wertvolle Arbeiten erwarten dürfen. Ein früher und jäher Tod hat uns zweifellos um manche Früchte seines Schaffens gebracht.

Die ansehnlichen Reisen Roths sind übrigens auf dem beigefügten Kärtchen ersichtlich. Es waren recht tüchtige Leistungen, die unser Landsmann vollbrachte.

Leider standen mir keine Briefe mehr aus dem Jahre 1882 zur Verfügung. Ob solche nie vorhanden waren oder verloren gingen, ist ungewiß. Möglich auch, daß auf dem gefährdeten Wege von Darfur über Chartum überhaupt keine Nachrichten mehr nach Aegypten kamen. Vielleicht wurden sie auch aus verständlichen Gründen abgefangen. Uebrigens liefern natürlich auch alle andern Briefe, die mir zur Verfügung standen, nur ein recht lückenhaftes Bild. Trotzdem vermitteln sie uns viele interessante Einzelheiten. Schade, daß nicht mehr alle Berichte von Roth vorhanden sind. Schon das wenige zur Verfügung stehende Material gewährt uns manche interessante Einblicke in die damaligen, trostlosen Verhältnisse Oberägyptens. — Das mutige Auftreten Roths gegen den Sklavenhandel, seine Wüstenreise nach der Oase Siwah, ganz besonders aber die Gefangennahme der großen Sklavenkarawane in Siut machten ihn bald zu einer berühmten Persönlichkeit, nicht nur in Aegypten, sondern weit darüber hinaus. Von allen möglichen

Seiten gingen ihm Glückwünsche zu. Roth wurde bald darauf ersucht als Mitglied in einer Sklavenaufsichtskommission mitzuwirken, wofür man ihm ein schönes Gehalt in Aussicht stellte. Daran war aber die Bedingung geknüpft, daß Roth nichts mehr über Sklavenangelegenheiten nach Europa schreiben dürfe. Allein, der wackere Schweizer blieb unbestechlich. Er ließ es sich um alles Geld nicht nehmen, von traurigen Wahrheiten zu erzählen und neue Berichte und Skizzen von Sklavenmärkten und Sklavenkarawanen nach Europa zu geben. Erst als die Kommission, ohne Bedingung erneut an ihn heran trat, nahm er an, zweifellos in der Hoffnung, am neuen Posten erfolgreicher für seine Sache wirken zu können. Roth fand aber zu seiner Entrüstung bald, daß die Kommission in Siut eigentlich nichts tat, ebensowenig wie diejenige von Kairo, zu der Roth versetzt wurde. Sein Vorschlag, Kontrollkarawanen in die Oasen hinein zu schicken, blieb unbeachtet. Doch ließ man ihn selbst nach der Oase Siwah ziehen, wahrscheinlich mit dem traurigen Hintergedanken, der unbequeme Eiferer könnte hierbei den Untergang finden. Roths gestählter Körper überwand aber alle Schrecknisse dieser schweren Reise von der er als Früchte wertvolle Informationen und Kartenskizzen zurückbrachte.

Die Beförderung Roths zum Inspektor für die Unterdrückung des Sklavenhandels im Darfur durch die ägyptische Regierung war im Grunde genommen für unsern Landsmann eine Wegbeförderung. Allein dieser nahm sie trotzdem herzlich gerne in Kauf, war doch damit der sehnlichste Wunsch des aktiven Helfers der armen Schwarzen erfüllt. — Vorerst kam Roth im Sommer 1882 zum Stab des Giegler Pascha, einem deutschen Offizier. Erst als dieser zurücktrat reiste Roth endlich ins Darfur. Leider geschah dies just in der unruhigen Zeit, da der fanatische „Mahdi“ die Völker im Sudan in wilden Aufruhr brachte. Just diese Ereignisse brachten Roth hier in Verbindung mit dem berühmten Slatin Pascha, dem Militärgouverneur von Darfur. Von diesem erfahren wir aus dem bekannten Buch „Feuer und Schwert im Sudan“¹⁾ wertvolle Einzelheiten über das Schicksal Roths, der Slatin eine sehr wertvolle Stütze war. — Rudolf Slatin Pascha, ein geborener Oesterreicher, kam 1874 zum erstenmal nach dem Sudan. In Chartum traf Slatin mit Dr. Emin Pascha zusammen, der eben im Begriffe war, Gordon Pascha,

¹⁾ Feuer und Schwert im Sudan von Rudolf Slatin Pascha, Leipzig F. A. Brockhaus 1896.

den Generalgouverneur des ganzen Sudans, in Lado zu besuchen. Gordon ernannte bald darauf Emin Pascha zum Gouverneur dieses Gebietes.

Im Jahre 1878 erhielt Slatin von Gordon die Aufforderung nach dem Sudan zu kommen. Slatin nahm an und traf Gordon in Chartum. Dieser ernannte ihn vorerst zum Finanzinspektor des Sudans, später zum Generalgouverneur des südlichen und westlichen Darfur, 1880 avancierte Slatin unter dem Nachfolger Gordons, Rauf Pascha, zum Obergouverneur von ganz Darfur, einem Gebiete, in welchem er bald heftige Kämpfe gegen die Anhänger „Mahdis“ zu bestehen hatte. Slatin leistete den Mahdisten jahrelang mutigen und hartnäckigen Widerstand. — Mit Gottfried Roth kam Slatin erstmals in Dara zusammen. Dies just in der Zeit, da Slatin sich anschickte, mit seinen Truppen nach Schahka zu ziehen. Roth blieb während dieser Zeit in Dara zurück. Slatin Pascha schreibt darüber in seinem Werke (S. 176):

„In Dara war auch der Schweizer Gottfried Roth zurückgeblieben, den ich besonders beauftragt hatte, mich über alle Vorkommnisse genauestens zu unterrichten. Ehemals als Lehrer in Siut tätig, hat Roth vor Jahren bei einer von Darfur auf dem großen Wüstenwege nach Aegypten ziehenden Karawane Sklaven entdeckt und davon der Regierung Mitteilung gemacht, welche den Transport festnahm. Darauf wurde diese Route sistiert. Hiefür hatte er von Gladstone ein Glückwunschsreiben erhalten. Die Antisklavereigesellschaft sprach ihm ihre Anerkennung aus, während die ägyptische Regierung ihn zum Inspektor zur Unterdrückung des Sklavenhandels ernannte und nach Darfur an mich wies mit dem Auftrage, ihm, wenn zulässig, Schahka als Gebiet seiner Tätigkeit anzuweisen. — Er kam jedoch erst unmittelbar vor der Unterbrechung der Postverbindung und dem Ausbruche der Feindseligkeiten bei mir an und so war ich gezwungen, ihn in Dara zurückzuhalten. Er war mit unserer Lage genügend vertraut, um mein Ansinnen zu begreifen, daß er zunächst auf seine Tätigkeit in Sklavenangelegenheiten verzichten müsse, um nicht die ohnehin erregten Gemüter noch mehr zu beunruhigen. Da er der arabischen Sprache mächtig war, beauftragte ich ihn insgeheim mit der Ueberwachung Zogal Beys, des Vicegouverneurs von Darfur und seiner Verwandten und deren Stellung zu der religiösen Erhebung.“ — Ende Oktober setzte sich Slatin in Bewegung (S. 176).

Er war aber auf seinem Zuge nach Schehka vom Unglück begleitet. Nachdem er seine Truppen bei Haschaba gesammelt hatte, zog er mit 9000 Mann gegen Schehka zu. Auf diesem Marsche wurde er bei Om Waragat furchtbar geschlagen, wobei er 8000 Mann verlor. Kämpfend kehrte er in der Richtung gegen Dara zurück. — Bald nach der unglücklichen Schlacht vom Om Waragat schrieb Slatin an Roth einige Zeilen (S. 185). Der Heerführer schilderte Roth in kurzen Worten seine Lage und gab der sichern Hoffnung Ausdruck, mit dem Reste seiner Truppen in einiger Zeit nach Dara zu kommen; er ermahnte Roth, den Mut nicht sinken zu lassen und die Furchtsamen aufzumuntern. Diesem Schreiben legte Slatin einen Brief an seine Mutter bei mit den besten Grüßen an sie und seine Geschwister, und bat Roth, ihn dann an seine Familie zu schicken, wenn der Kampf böser werden sollte als er befürchtete. Weiter schreibt Slatin:

„Ich weckte Salama, meinen Diener, aus dem Schlafe und sagte: Salama, Du kannst mir einen großen Dienst erweisen und wirst dabei auch einen Vorteil haben. Siehe diese Papiere, welche ich in der Hand halte, mußt Du mir nach Dara bringen und dem in meinem Hause wohnenden Europäer Roth, den Du ja oft bei mir gesehen hast, überreichen. Ich gebe Dir zu diesem Ritte mein eigenes Pferd (S. 185).

Später schickte ich in der Nacht noch einen Boten zu Fuß mit Briefen nach Dara, um Zogal-Bey und Gottfried Roth von meinem Wohlsein zu verständigen und ihnen meine baldige Ankunft in Aussicht zu stellen (S. 194). Auf dem Wege dorthin erhielt ich bald Briefe von dort, welche mir die glückliche Ankunft Salamas anzeigten und mich von der beunruhigenden Haltung der Mima verständigten. Gottfried Roth schrieb mir mit kaum leserlicher Schrift, daß er seit Dienstag schwer erkrankt sei und sich freue, mich wieder zu sehen“ (S. 194). —

Roth war an Typhus erkrankt. Abgearbeitet und abgehetzt, erschöpft und ohne ärztliche Hilfe hielt der entkräftete Körper dem Krankheitsanfall nicht mehr Stand. — Slatin schreibt:

„Unser Einzug in Dara war kein freudiger. — Der arme Roth war sehr schwer krank und wünschte zur Luftveränderung nach El Fascher zu gehen. Ich übergab Gottfried Roth der besondern Obhut eines zuverlässigen, mit dem Transport nach Fascher gehenden Offiziers, der ihn in meinem dortigen Hause gut unterzubringen be-

auftragt war. Ich schrieb auch an Dimitri Zigida, einen griechischen Kaufmann in Fascher und bat ihn, sich eifrigst der Pflege des Kranken zu widmen (S. 195).

Bald darauf war mir die Ankunft Omer woled Dorhos in Fascher gemeldet und zugleich erhielt ich die traurige Nachricht von dem Hinscheiden G. Roths, der sich trotz der sorgsamsten Pflege nicht mehr hatte erholen können. Er wurde im Friedhof von Fascher neben den seinerzeit verstorbenen Dr. Pfund und Friedrich Rosset, dem ehemaligen Gouverneur von Chartum begraben. —

Ueber das Todesdatum bestehen verschiedene Auffassungen und Angaben. Der beigefügte amtliche Bericht spricht vom September 1882. — Aus dem Buche von Slatin Pascha geht hervor, daß Roth erst nach der Schlacht von Om Waragat gestorben sei. Diese fand Ende Oktober 1882 statt — so daß Gottfried Roth wohl frühestens im November 1882 starb, was am wahrscheinlichsten ist.

Nach anderm Bericht soll Roth im November 1883, einen Monat vor der Uebergabe Slatin Paschas gestorben sein. Diese erfolgte im Dezember 1883. — So besteht also über das genaue Todesdatum Roths etwelche Ungewißheit.

Als Slatin nach bangem Warten hörte, daß keine Hilfe zu erwarten sei und daß das Entsatzheer des Generals Hick durch den preußischen Unteroffizier Kloß verraten und am 5. November 1883 bei El Obeid geschlagen worden sei, da mußte auch er sich nach heldenmütigen Kämpfen am 23. Dezember 1883 an Zogal-Bey und Mohamed Chalet in Dar ergeben. Letzterer übernahm hierauf die Regentschaft über das Darfur. — Am 15. Januar 1884 fiel auch El Fascher nach tapferer Gegenwehr.

Slatin kam als Gefangener im Gefolge Chalifa Abdullahis bald ins Lager des Mahdi nach Rahat. Samt dem ehemaligen Gouverneur des Bar el Ghasalgebietes, Lupton Bey, wurde Slatin als Gefangener mitgeführt. Er kam mehrmals mit dem Mahdi zusammen; auch schrieb er in dessen Auftrag einen Brief an Gordon Pascha. Von dessen Rückkehr haben wir bereits vernommen. — Der englische General war, wie wir hörten, vom Unglück verfolgt, nicht zuletzt durch eigne Schuld. Wohl verteidigte er sich mit außergewöhnlicher Tapferkeit; als aber keine Hilfe von England und von Aegypten erschien, wurde der mutige Verteidiger nach heldenhaftem Kampfe besiegt. Gordon Pascha wurde enthauptet und sein Kopf ins Zelt Slatins, später in dasjenige des „Mahdi“ gebracht. Das alles am Sonn-

tag, den 26. Januar 1885. Zwei Tage später erschienen die ersten englischen Hilfstruppen unter General Wilson. Als sie sahen, daß Chartum zerstört war, kehrten sie unverrichteter Sache wieder um. — Und doch war es nicht der Mahdi, dem die Zukunft gehörte. Ehe ein halb Jahr um war, starb er in der Fülle seiner Macht. Sein Nachfolger wurde Chalifa Abdullahi, unter welchem die Kämpfe weiter gingen. — Slatin blieb fernerhin in dessen Gefangenschaft, bis ihm endlich erst am 20. Februar 1895 die Flucht gelang.

Erst in den 90er Jahren konnten die Engländer die Niederlage von Chartum wettmachen. Kitschener eroberte nach einem blutigen Sieg bei Omdurman auch Chartum. Bis 1899 wurde der ganze ägyptische Sudan von den Engländern zurückerobert. Gleichzeitig geboten sie den Franzosen und deren Expansionsbestrebungen bei Faschoda Halt. —

Ueber den Tod Gottfried Roths war man in seiner Heimat lange im Unklaren. Das geht aus einer Reihe von Briefen hervor. In der Gazette Egyptienne erschien am 31. Januar 1883 ein Bericht, wonach der junge Schweizer in die Hände des falschen Propheten gefallen sei. Ein Landsmann Roths, namens Cramer, setzte sich auf diese Nachricht hin mit Georg Schweinfurth in Kairo in Verbindung. Dieser versicherte, er habe Berichte, wonach Roth in El Fascher sei und sich dort in Slatins Schutz und Sicherheit befinde (8. März 1883). Wir wissen, daß diese Behauptung den Tatsachen nicht sicher entsprach. Die Berichte Schweinfurths waren wohl durch die wirklichen Ereignisse bereits überholt. Am 26. März 1883 erhielten die Eltern Roths freilich noch folgendes Schreiben vom englischen Ministerium des Auswärtigen:

London, den 26. März 1883.

Mein Herr,

Ich bin von Carl Granville beauftragt, den Empfang Ihres Berichtes vom 16. dies betreffend den Fall des Herrn Gottfried Roth, von dem man annimmt, daß er vom falschen Propheten in Dara in Oberägypten gefangen genommen wurde, zu bestätigen.

Auf Ansuchen seines Bruders, Herr Arnold Roth, wurde der königliche Agent und Generalkonsul in Aegypten jüngsthin beauftragt, in der Sache Nachforschung anzustellen.

Sir E. Malet antwortete am 6. dies, daß bekannt geworden sei, daß Gottfried Roth bis Ende letzten Monats in Darfur war, seit welcher Zeit keine Nachrichten mehr von ihm gehört wurden. Man nahm an, daß Darfur bis zum Datum des Telegrammes des Sir E. Malet noch immer in Händen der ägyptischen Autorität war.

Der königliche Agent und Generalkonsul wird beauftragt werden, von allen weitem Erkundigungen, welche erhältlich gemacht werden können, Mitteilung zu machen und sich mit der ägyptischen Regierung in Verbindung zu setzen betreffend der besten Mittel, mit denen Herr Roth aus der Gefangenschaft erlöst werden kann.

Ich verbleibe Ihr

sig. J. Pauncefote.

Die Familie Roth und besonders Bruder Theophil betrieben emsig weitere Nachforschungen. Am 4. April versicherte Theophil seinem Bruder Arnold, daß die englische Regierung bereit sei, alles zu tun, um Gottfried aus der Gefangenschaft zu befreien. Was wir aus dem Buche Slatins wissen, erfuhren die Eltern Gottfried Roths erst viel später. Am 12. März 1884 gab das französische Konsulat in Kairo indes folgenden Bericht nach der Schweiz:

Französisches Konsulat
in Cairo.

Cairo, den 12. März 1884.

Herr Eugène Gauthier, erster Beamter der Kanzlei des französischen Konsulats in Kairo und Bevollmächtigter des Kanzlers erklärt hiermit, daß sich ihm vorgestellt habe ein Herr Joseph Daher, achtundzwanzig Jahre alt, der infolge der letzten Ereignisse im Sudan soeben nach Kairo/Aegypten zurückgekehrt sei und welcher aussagte, daß Herr Gottfried Roth, gebürtig aus Erlinsbach/Aargau Schweiz, in El Fascher/Darfur im September 1882 gestorben und von ihm eigenhändig begraben worden sei.

Zur Beglaubigung dieses hat der Berichterstatte mit uns in Gegenwart des Herrn Samuel Lop und Jean Baptiste Brunnel diese Aussage unterzeichnet.

Unterzeichnet: Daher (Tacher)
S. Lop
J. Brunnel
Gauthier

Cairo am 12. März 1884.

Für beglaubigte Abschrift:
I. Stellvertreter des Kanzlers:
sig. Gauthier.

Die rechtskräftige Unterschrift des Herrn E. Gauthier I. Beamter und Stellvertreter des Kanzlers bestätigt:

Cairo, den 12. März 1884.

Der Kanzler,
Bevollmächtigter des Konsulats:
sig. Paul Vaillet.

In dieser Urkunde ist der Name des Erstunterzeichners Daher wohl falsch. Es muß heißen Tacher. — Im Todesregister von Obererlinsbach ist unterm 8. Mai folgende Todesurkunde eingetragen:

Zivilstandsamt
Erlinsbach
(Aargau).

Auszug aus dem Todesregister B vom Jahre 1886 Nr. 6 Seite 11.

Im September 1882 starb in El Fascher (Darfur) laut Anzeige von Herrn Eugène Gauthier, erster Beamter der Kanzlei des französischen Konsulats in Cairo und Bevollmächtigter des Kanzlers, Roth Gottfried, 28 Jahre alt, Sohn des Roth Rudolf, alt Weibel, von Erlinsbach.

Eingetragen den 8. Mai 1886.

Der Zivilstandsbeamte:
sig. Joh. Jakob Erb.

Nach dem Protokoll der Geographisch-Kommerziellen Gesellschaft St. Gallen vom 12. Mai 1885 war Theophil Roth aus Berlin an diesem Tage in unserer Gesellschaft als Gast zugegen. Herr Roth sprach der versammelten Gesellschaft seinen tiefgefühlten Dank aus für alle Beweise der Freundschaft und des Wohlwollens, welche dieselbe seinem Bruder und dessen Bestrebungen jederzeit entgegengebracht habe. Es sei mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sein Bruder nach einer 60tägigen Karawanenreise durch die Wüste vom Fieber dahingerafft und von seinem Führer Tacher selbst begraben worden sei. — Herr Scherrer-Engeler, der damalige Präsident, drückte freilich sein großes Bedauern aus, daß unsere Gesellschaft für das verstorbene korrespondierende Mitglied, Herrn Gottfried Roth, nicht mehr getan habe, als dies der Fall war. Herr Scherrer anerkannte die großen Leistungen und die interessanten Mitteilungen G. Roths und bezeichnete ihn mit dem Ehrentitel „Pionier unseres Vaterlandes“. —

Daß Gottfried Roth mit unserer Gesellschaft Beziehungen unterhielt, ist wohl darauf zurückzuführen, daß diese um jene Zeit Handelsbeziehungen nach Afrika anknüpfte und darum sehr bekannt war. — Mit Aegypten stand unsere Gesellschaft ebenfalls in enger Beziehung.

Anläßlich der Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft vom 10.—12. August 1879 in St. Gallen stellte die Geographisch-Kommerzielle Gesellschaft eine ethnographische sowie eine Produktensammlung auf. (Vgl. Jahresbericht unserer Gesellschaft vom 16. Februar 1880.) Hiezu sandte selbst der Vizekönig von Aegypten, nebst dem Nachlasse von Pascha Werner Munzinger

eine große Kiste geographischer Gegenstände. Deshalb sehen wir seine königliche Hoheit Majestät Mohamed Tewfik Pascha, sowie General Stone Pascha in Kairo schon 1879 als Ehrenmitglieder unserer geographischen Gesellschaft verzeichnet. Bald nachher trat unsere Gesellschaft auch in Beziehung zu der Société Khédiviale de Géographie in Kairo. — Gottfried Roth ist in den Jahren 1880—84 als korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft eingetragen.

Ueberblickt man das Leben Gottfried Roths, so wird man diesem eigenartigen Menschen hohe Achtung nicht versagen können. Zwar dürfen wir ihn nicht als irgend einen bedeutenden Forschungsreisenden bezeichnen, auch nicht als einen zufälligen Entdecker oder gar als einen wilden, zügellosen Abenteurer. Roths Ziel diente nicht der geographischen Forschung; dazu fehlten ihm Ehrgeiz und Ruhmsucht. Und trotzdem hatte er unverkennbare, treffliche Forscher-eigenschaften. War er doch sehr intelligent, zielbewußt und energisch, willensstark, mutig und sprachgewandt. Dazu erwies sich der junge Mann als ausgezeichnete Beobachter der Pflanzen und Tiere, sowie fremder Völker und deren Sitten und Gebräuchen. Seine Reiseberichte sind daher recht interessant und auch geographisch nicht ohne Wert.

Menschlich berühren uns sehr sympathisch die Bescheidenheit, die Unbestechlichkeit und der bewundernswerte Mut im Kampfe gegen die unmenschliche Sklaverei. Roth war mit dem Einsatz seines Lebens unerschütterlich fest von dem Drange beseelt, den schwarzen Mitbrüdern in Afrika zu helfen. Diesem hohen Ziele diente unser Landsmann mit größter Tatkraft bis zu seinem Tode. Kein Zweifel! Roth handelte aus tiefer, innerer Berufung, aus Gerechtigkeitssinn, warmer Menschenliebe und edlem Verantwortungsgefühl. — Und wie schön berühren uns Roths Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern, sowie die treue Anhänglichkeit des Schweizers an seine Heimat.

Wir könnten das Andenken unseres Gottfried Roth kaum besser ehren, als dadurch, daß wir seine eignen Berichte der Nachwelt überliefern.

Heute ist in dem Lande in dem die Asche unseres stillen Helden liegt, endlich Ruhe und Friede. Die Sklaverei hat aufgehört, nicht zuletzt dank der mutigen Pionierarbeit, die unser Landsmann Gottfried Roth geleistet hat.

Eine Reise in die libysche Wüste

von

GOTTFRIED ROTH.

Assiout, im August 1880.

Ein schöner Novembermorgen, wie man ihn nur in diesem Lande findet, kündete sich am fernen Horizonte an; der Himmel war in ein bezauberndes Morgenrot gehüllt, die Sterne hatten fast alle ihr nächtliches Lager verlassen, nur hie und da lugte noch aus himmlischer Ferne ein blitzender Stern auf die malerischen Landschaften. Da krächte der Hahn auf des Daches Zinne und weckte mich aus einem tiefen Schlafe, der mich während der Nacht in seinen Fesseln hielt. Es war Morgen; ich mußte meine Reise in die libysche Wüste antreten.

Den 7. November in aller Frühe verließ ich Siut. Nach einem Ritte zu Esel von 2 $\frac{1}{2}$ Stunden in südlicher Richtung erreichte ich das Dorf Maßra unweit der Grenze der libyschen Wüste. Mit Sack und Pack, Thermometer, Kompaß, Büchern, Hemden, Strümpfen, einer Decke, alles durcheinander in einen Weidsack gepackt und nicht über fünf Kilogramm wiegend, begab ich mich auf meine Reise. Mein Gepäck war, wie man sieht, nicht groß, doch genügend, um eine längere Reise in die Wüste zu machen.

Im Dorfe Maßra besaß ich einen Freund, der mir behilflich sein sollte, eine Karawane zu finden, die in kürzester Zeit nach der Wüste reisen würde; aber leider kam ich einen Tag zu spät, um mich der gewöhnlichen Karawane anschließen zu können. Mein Freund hatte jedoch bald an einen seiner Bekannten, den Schech Dschiriß Hännä in Beni-Adi, — Schech heißt auf deutsch Bürgermeister — einen Brief geschrieben mit der Bitte, mir so viel wie möglich behilflich zu sein, um sofort nach den Oasen reisen zu können. Sogleich machte ich mich auf den Weg nach Beni-Adi, um dort weiteres abzuwarten. Jenes am Eingange der Wüste gelegene Dorf erreichte ich erst des Nachts, denn obgleich die Entfernung nur zwei kleine Stunden betrug, war es mir doch unmöglich, früher dort einzutreffen. Brücken und Straßen waren weggeschwemmt,

und ich mußte gegen Schlamm und Wasser kämpfen, um mich durchzuarbeiten. Zudem hielt ich mich noch in dem nahen Dorfe „Asie“ auf. Der Verwalter eines großen Gutes, ein kernhafter Aegypter, gab mir ein Empfehlungsschreiben an den Schech El-Balad mit. Mit diesem Schreiben an die höchste Persönlichkeit des Dorfes machte ich mich dann auf den Weg. Bei einbrechender Nacht erreichte ich das Dorf Beni-Adi, und mein erstes war, den Schech des Dorfes aufzusuchen.

Die ganze Landschaft war in eine tiefe Finsternis gehüllt, und eine nächtliche Stille schwebte über dem Dorfe am Rande der Wüste. Wie ich mich aber den menschlichen Wohnungen näherte, begrüßten mich alle Hofhunde mit einem höllischen Geheul, und einige erkühnten sich sogar, auf mich loszufahren und mir ihre spitzigen Zähne zu zeigen, aber der Angriff schlug fehl, und ich konnte mich ungestört den Hütten nähern.

Nach einigem vergeblichen Klopfen an verschiedenen Türen gelang es mir endlich, den Schech Dschiriß Hännä zu finden. Wer kennt ihn nicht, den Schech Dschiriß Hännä in Beni-Adi und Umgebung? Er ist ein kleiner Mann, kaum fünf Fuß hoch, mit einer ins rötliche stechenden Nase und ebenso roten Backen. Seine Kleidung ist die des Fellachen (Bauern) von Aegypten. Sein Adlerblick verriet mir aber bald, mit wem ich es zu tun hatte. Dschiriß Hännä ist ein ziemlich bemittelter Mann. Er besät jedes Jahr 200 Feddan Ackerland — ein Feddan gleich 4200 m² — und besitzt Kühe, Esel, Schafe und Rinder, hat auch jeden Sonntag sein Huhn im Topfe und trinkt seinen Araki, das heißt Dattelschnaps, wovon denn auch die rötliche Farbe seiner Nase herrühren mag. Doch laßt uns gerecht urteilen, denn er nimmt mich mit aller arabischen Zuvorkommenheit auf, heißt mich mehreremal willkommen und ladet mich endlich ein, bei ihm zu bleiben, bis ich die Reise in die Wüste antreten werde. Sofort wies er mir ein Gemach an. Doch muß sich der Leser nicht einbilden, daß ein solches Gemach mit demjenigen eines europäischen Hauses zu vergleichen ist. Ich sehe mich um und zweimal um und gewahre nichts als vier Wände oder vielmehr nur drei, da die Wand gegen den Eingang ins Haus in Wirklichkeit nicht existierte, sondern mein Zimmer und der Hauseingang eins waren. Von Stühlen, Tischen oder Bänken ist in einer arabischen Bauernwohnung schlechterdings keine Rede.

Während ich meine neue Lagerstätte bewunderte, bereitete

man mir einen Platz zum Sitzen, der mir später auch als Bett dienen sollte. Auch wurden meine beiden Empfehlungsschreiben gelesen und das Siegel längere Zeit betrachtet; denn wer weiß, was dieser Fremde sein konnte! Nach Landessitte schreibt der Aegypter sehr selten seinen Namen mit der Feder am Ende eines Briefes, sondern drückt das Siegel, das er immer bei sich trägt, auf das Papier als Unterschrift. Bald erschienen auch Speise und Trank, und wie in allen arabischen Häusern zerteilte man auch hier gebratene Tauben und anderes Fleisch mit den Händen. Ueber den Gebrauch von Messern und Gabeln ist der Araber erhaben. Es sind dies für ihn unnütze Werkzeuge. Selten auch bedient er sich eines Löffels. Wird er zu einem Europäer eingeladen, so ißt er nur ungern mit den in allen zivilisierten Ländern adoptierten Instrumenten. Er geht sogar noch weiter — er lacht über die europäische Methode, sich mit Löffel und Gabel die Speisen zum Munde zu führen, und weiß diese seine landesübliche Praxis zu begründen mit dem Hinweis darauf, daß uns die Natur die echten und unverfälschten Gabeln ja schon verliehen habe, und zudem seien diese fünfzinkig. Auch fehlt es ihm nicht an Spott über unsere Kleidung. Er behauptet, seine Tracht sei viel besser als die unsrige. In der Tat nimmt es der Araber nicht so genau mit seiner Kleidung und braucht auch wirklich keinen Pariser Modeschneider, seine Kutte herzustellen, in der er alle seine Arbeit verrichtet, gewöhnlich auch schläft, und die er öfters einige Monate am Leibe trägt, bevor er sie mit einer sauberen vertauscht. Daher kommt es auch, daß die Läuse eine wirkliche Plage für die Aegypter sind, und so oft ich auf einer Reise war, wurde ich von jenen lästigen Insekten, welche fernzuhalten sehr schwierig sind, gequält.

Nach dem Abendessen machte ich die Entdeckung, daß mein Gastgeber kein Raucher, wohl aber ein Tabakkauer ersten Ranges war, denn er füllte von Zeit zu Zeit seinen Mund mit den schmackhaften Blättern. Als besonderer Leckerbissen galt ihm ein Stück Natron mit Tabak vermischt, eine Mischung, die zwischen die untern Vorderzähne und die Lippen geschoben wird. Das Tabakkauen ist nicht zu empfehlen, aber soviel ist gewiß, daß es im heißen Sommer als ein durstlöschendes Mittel wirkt.

Ich teilte nun dem Schech meine Absicht mit, in die Wüste zu verreisen und zwar wenn möglich schon am nächsten Morgen. Nach seiner Aussage verließen jedoch die Karawanen nur Montag und

Freitag Beni-Adi, und da es heute Samstag war, so hatte ich Zeit genug, mich in diesem Dorfe und dessen Umgebung etwas genauer umzusehen.

Ich wollte mich zwar erst mit zwei Kamelen und einem Führer allein auf den Weg machen; aber auch mit Gold wäre es schwierig gewesen, jemanden zu gewinnen, der die Reise mit mir allein angetreten hätte. Die Kameltreiber halten an den schon angegebenen Tagen fest. Inzwischen haben die Treiber und Kaufleute Zeit, sich zu sammeln, um die Reise nach den Oasen gemeinschaftlich anzutreten.

Bald hatte sich im Dorfe die Kunde verbreitet, daß ein Weißer sich nach den Oasen begeben wolle, und den nächsten Morgen schon stellten sich denn auch mehrere Kameltreiber ein, um mich für eine gewisse Summe durch die Wüstenei zu schaffen. Hundert Franken verlangte einer derselben von mir für die Ehre, mich auf seinem schon zum Teile beladenen Kamele in das Ammonsland zu leiten. Ich schreibe hier Ammonsland, weil sich in einer der weiter entfernten Oasen ein Tempel befindet, der dem Gotte Ammon geweiht war. Wer in Aegypten reist, muß das Handeln verstehen und sollte der arabischen Sprache mächtig sein; denn der Araber glaubt, daß jeder genug Geld besitze, um auch den unverschämtesten Preis — es wird oft um das zehnfache überfordert — bezahlen zu können. Der Araber aber blieb bei seiner Summe, in dem er mit der größten Kaltblütigkeit bemerkte, daß in diesem Betrage auch meine Beschützung inbegriffen sei, weil man mir sonst den Kopf abschneiden könnte. Ich wußte jedoch wohl, daß ich im Falle der Not ganz auf meine eigene Verteidigung angewiesen wäre, da der Bursche nicht einmal Waffen besaß. Nach einigem Davonlaufen und Wiederkommen erklärte sich endlich Ahmed-abu-Schähebä, d. h. auf deutsch der Vater des Kamels, bereit, mich um eine kleinere Summe ins Sandmeer zu führen. Der Schech Dschiriß Hännä mit seinen Sperberaugen war mir dann sofort behilflich, den Handel abzuschließen.

Beni-Adi ist ein großes, in Ober-, Mittel- und Unter-Beni-Adi zerfallendes Dorf, in dem es jedoch gar nichts Merkwürdiges zu sehen gibt. Jeden Tag wird in Beni-Adi Markt gehalten, auf dem Melonen, Zitronen, Orangen und Datteln, welche letztere meist von den Oasen kommen, feil geboten werden. Es halten sich in dieser Gegend viele Beduinen auf, welche als Wüstensöhne in dem Sandmeer Weg und Steg genau kennen. Niemand kann darum dem

Reisenden bessere Auskunft über die Wüste geben als diese Nomadenhorden. Mit dem Kamel, seinem Freund im Glück wie im Unglück, durchzieht der Beduine die ungeheuren Länderstriche der Sahara, mit ihm trotz er Not und Gefahr, an seiner Seite schläft und ißt er. Ohne Kamel ist der Beduine wie ein Reiter ohne Pferd. Auch besteht der Reichtum der Beduinen größtenteils in Kamelen. Wer z. B. eine hübsche Tochter besitzt, gibt sie nur dem Liebhaber zur Heirat, welcher eine gewisse Anzahl Kamele als Mitgift mitbringt.

Im Spätherbst sind die Bewohner Oberägyptens sehr beschäftigt. Die Felder wimmeln von Arbeitenden. Es ist das die Zeit, da die Felder wieder angesät werden. Weil Brücken und Stege mangeln, schleppt der Bauer die Saatfrucht in Kuhhäuten über Teiche und Pfützen. Wer in Aegypten während dieser Jahreszeit reist, muß es sich gefallen lassen, auf den Schultern eines starken Bauern durch die Fluten getragen zu werden, falls er es nicht vorzieht, sich selbst in das von der Sonne erwärmte Wasser zu stürzen, das ihm zugleich als Bad dienen kann.

Endlich kam der 10. November, der Tag unseres Aufbruchs in die Wüste, herbei. Die Gemahlin des Schechs war den Tag zuvor beschäftigt gewesen, neues Brot zu backen, und gab mir genug mit, um unterwegs mich in redlicher Weise ernähren zu können; denn so lange man hier Brot hat, stirbt man nicht Hungers, wie sich denn die Kameltreiber auf der ganzen Reise nur mit Brot und Wasser begnügten. Ich folgte diesem ihrem Beispiele und befand mich während meines Wüstenaufenthaltes höchst gesund. Ein Freund des Schechs schenkte mir auch noch eine Flasche Arak, die mir dazu dienen sollte, allfällige Fieberanfälle zu kurieren, aber schon der erste Reisetag verursachte offenbar sehr viele Fieberanfälle, indem die Kameltreiber die ganze Flasche austranken, ohne daß für mich etwas übrig geblieben wäre.

Am 10. November morgens vier Uhr verließen wir Beni-Adi und stießen bei einer wundervollen sternerhellten Nacht in die sandige See. Unsere Karawane bestand aus 70 Kamelen und einigen Eseln. Mehr als 15 Kameltreiber überwachten die Tiere. Da mein Ziel die Oase „Dachel“, fünf Tag- und Nachtreisen von Beni-Adi entfernt war, und sich auf dem Wege keine Brunnen befanden, mußten wir das Trinkwasser in ledernen Schläuchen mitnehmen. Jeder Schlauch enthielt je nach seiner Größe fünf bis zehn Liter Wasser.

Auch hatte jedes Kamel sein aus zerhacktem Stroh und Saubohnen bestehendes Futter zu tragen. Unser Proviant, der, wie schon bemerkt, nur aus Brot bestand, wurde in drei Säcken auf die Kamele festgebunden und zwar so, daß es nicht schwierig war, die Säcke auch während die Kamele im Laufe waren, zu öffnen. Auf dieselbe Weise waren die Wasserschläuche angehängt.

Schon hatten wir drei Stunden zurückgelegt, bevor der Tag anbrach. Die schöne Nacht begünstigte unsere Reise. Zur Rechten und Linken erkannte ich hügeliges Land, das von kahlen Felsen-gerippen durchzogen war. Ich ging mehrere Stunden zu Fuß und schlürfte zum ersten Male die Wüstenluft ein. Bald erhob sich auch im Osten die Morgensonne und erwärmte unsere Glieder, die bei einem pfeifenden kalten Nordwind halb erstarrt waren. Die Karawanenstraße ist hier an einzelnen Stellen sehr gut, indem von den Kamelen kleine Fußpfade einer neben dem andern ausgetreten sind. Ich zählte über 20 solcher Pfade, denn die Kamele marschieren gewöhnlich nicht in einer Reihe hintereinander, sondern meistens nebeneinander.

Während des Tages schien die Sonne sehr heiß. Die Hände und Lippen schwollen an, und besonders die feinen Körperteile wurden spröde und sprangen auf, so daß Blut floß. Als ich der Karawane einige Meilen vorausgegangen war, um die Gegend näher zu betrachten, begegnete ich einer von der Oase „Dachel“ herkommenden Beduinenkarawane. Es wurden mir Datteln und Wasser angeboten, was ich bereitwillig annahm. Bald hatte mich unsere Karawane wieder eingeholt, und sogleich stieg ich auf ein Kamel, um mich gemütlich durch die „Sahara“, d. h. die vegetationslose Wüste, tragen zu lassen; aber so angenehm das Reiten auf einem Pferde ist, so unangenehm ist ein Kamelsritt. Man schaukelt auf dem spitzigen Höcker des Tieres beständig hin und her, und für den Neuling ist die erste Folge dieses Kamelreitens Bauchgrimmen. Es ist darum ratsamer, abwechselnd zu reiten und zu Fuß zu gehen, was ich selbst während der ganzen Reise tat. — Will man ein Kamel besteigen, so läßt sich dasselbe auf Befehl des Treibers auf die Erde nieder; aber es geschieht das immer mit einem jämmerlichen ächzenden Stöhnen, und um diesen Lärm zu verhüten, lernte ich die Kunst, mich während des Marsches auf den hohen Rücken meines langhalsigen Tieres zu schwingen. Die Karawane bewegte sich ziemlich schnell vorwärts; es wurde auch nicht ein einziger Augenblick

versäumt. Zum Antreiben der Kamele bediente sich der Treiber meist der Worte, selten des Stocks. „Hei! hei! hoa! hoa!“ klingts aus seiner vollen Kehle, und diesen Lauten folgt das Kamel. Dem Kameltreiber fehlt es nicht an poetischen Ausdrücken. Er singt z. B.

„Lang ist der Pfad, auf dem wir reisen,
Weit müssen wir heute noch zieh'n;
Durch Sand werd' ich dich sicher geleiten,
Doch darfst du mir ja nicht entflieh'n.“

Das Kamel macht dann die größte Anstrengung, sich geschwinder vorwärts zu bewegen.

Nach einem Marsche von 17 Stunden, während dessen wir auch nicht eine Minute unterwegs gehalten hatten, erreichten wir einen sandigen Platz, der sich gut zu einem Lager eignete. Sogleich ließen sich die Kamele zur Erde nieder, wurden von ihren Bürden befreit und an den Vorderbeinen mit einem Stricke gefesselt, damit sich die Tiere nicht vom Lager entfernen konnten. Dann erhielten sie ihr Futter. Jetzt wurde ein von gedörrtem Kamelmist genährtes Feuer angezündet, bald saßen wir in vertraulichem Kreise um dasselbe herum und verzehrten unser Nachtessen, das nur aus einem dem Leser schon bekannten Gerichte bestand. Obschon wir einen sehr heißen Tag gehabt hatten, war die Nacht doch schneidend kalt und ein Lagerfeuer sehr angenehm.

Einem Kamel, das an einem kranken Beine litt, wurde mit einem feurigen Eisen die schmerzende Stelle bis aufs Fleisch geätzt. Man sieht diese gebrannten Zeichen in der Form eines Kreuzes oder mehrere gebrannte Striche neben- und übereinander auf der Haut vieler Kamele. Dieses Brennen schien mir eine grausame Operation zu sein. Ich fragte darum die Araber, ob es kein anderes Heilmittel gäbe, eine innerliche oder Hautkrankheit zu heilen, welche Frage verneint wurde. Nicht zu verwechseln ist dieses Aetzen mit den Zeichen, die den Tieren von ihren Besitzern auf die Haut gebrannt werden, um sie zu kennzeichnen.

Da ich kein Zelt besaß, legte ich mich in eine Decke gehüllt auf den Wüstensand, neben mich den Revolver, um bei allfälligen Angriffen von Banditen die Waffe gleich bei der Hand zu haben, doch störte mich niemand in meinem Schlafe. Wie ich vernahm, soll es öfters vorkommen, daß kleinere Oasen von Beduinen überfallen und ausgeplündert werden; doch kann ich diese Behauptung aus eigener

Erfahrung nicht bestätigen. So weit ich vielmehr die Beduinen in dieser Umgebung kenne, ernähren sie sich von redlicher Arbeit. Ich schlief schon öfters in ihren Zelten, wurde von ihnen immer mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, und es ist mir noch nie ein Leid von ihnen widerfahren.

Man soll überhaupt nicht einen Stamm oder eine ganze Nation nach den Handlungen einiger verkommener Individuen beurteilen. Es sind kaum zwei Jahre verflossen, daß ich eines Sonntags in Alexandria am Meeresufer spazieren ging, um den Palast des Vizekönigs in Ramleh von der Straße aus zu betrachten. Da kam sofort eine Schildwache, faßte mich beim Kragen, zog den langen Säbel aus der Scheide, setzte denselben auf meine Brust und machte Miene, dieselbe sofort zu durchstoßen. Mein Geldbeutel genügte jedoch, meinen Angreifer von seinem Vorhaben abzuhalten. Seitdem ich nun die Aegypter etwas näher kenne, urteile ich ganz anders von ihnen, als zu jener Zeit. So verhält es sich auch mit diesen gefürchteten Beduinen, dem Schrecken der Bewohner von Kairo und Alexandria. Man muß diese Leute nur näher kennen lernen, und die Erfahrung wird jedweden, der mit diesen seltsamen Leuten in Berührung kommt, ein günstigeres Urteil abzugeben lehren.

Am nächsten Morgen verließen wir bei aufgehender Sonne unsere Lagerstätte, um die Reise weiter fortzusetzen. Immerhin dauerte es eine gute halbe Stunde, bevor die Kamele beladen waren, welche Prozedur diese Tiere mit einem widerlichen Gebrüll begleiteten. Ich lief auch diesen Morgen der Karawane voraus, um mir durch das Laufen meine starren Glieder zu erwärmen, und bestieg erst dann mein Wüstenpferd.

Wir befanden uns jetzt mitten drin in der trostlosen Wüste. So weit das Auge reichte, waren nichts als Steine, Felsen und Sand, und über denselben der blaue Himmel mit der sengenden Sonne sichtbar. Keine reizenden Matten und Felder ergötzten das müde Auge, kein lieblicher Vogelsang klingt an das Ohr, kein duftender Wald nimmt uns in seinen kühlenden Schoß auf, kein sprudelnder Brunnen erquickt den durstigen Mund, kein schattiger Baum heißt uns willkommen. In ihrer ganzen Majestät und Größe liegt vielmehr jetzt die Wüste vor dir ausgebreitet. — Tausend und aber tausend Meilen steiniger Erde mit mächtigen Sandhügeln umgeben dich. Diese Sandhügel bilden einen schreckhaften Anblick, und es stieg in mir der Gedanke auf, wie oft wohl schon diese in fort-

während der Bewegung befindlichen Massen ganze Karawanen begraben haben.

Man bilde sich jedoch nicht ein, daß die Wüste ganz mit Sand bedeckt ist, wie wir gewöhnlich in Büchern zu lesen bekommen. Die Wüste hat ihre Hügel und Täler, und der Sand selbst findet sich nur an einigen Stellen vor.

Auf unserem zweiten Tagesmarsch begegneten wir einigen Karawanen, die uns Datteln anboten; ebenso einem Beduinen, der eine Kuh, ohne Nahrung oder Wasser bei sich zu führen, durch die Wüste trieb. Er bat uns um einen Trunk Wasser, da er seit zwei Tagen keines getrunken habe, und erzählte uns sodann, daß man ihm seine Kamele gestohlen und ihn eben dadurch genötigt habe, die Reise ins Niltal zu Fuß zu machen.

Es war sehr schwierig, sich im Sande fortzubewegen, da derselbe an einigen Stellen 10 bis 20 cm tief ist. Dem für die Wüste geschaffenen Kamel dagegen ist es ein leichtes, sich durchzuarbeiten, denn seine elastischen breiten Sohlen trotzen dem Sande. Der Kameltreiber hat auch merkwürdig große Schuhe, die er scherzhafterweise Kamelschuhe nennt. Gewöhnlich sind dieselben vorn mit einer kleinen runden Oeffnung versehen, die dazu dient, den eindringenden Sand ohne alle Mühe herauszuschaffen.

Obschon ich sehr gering vom Mute dieser Treiber denke, sei doch bemerkt, daß dieselben in die Wüste nicht unbewaffnet reisen. Einige tragen am linken Arm einen Dolch hinterm Ellbogen festgebunden. Diese Waffe liegt unter dem langen breiten Aermel des Kleides verborgen und könnte jedenfalls in einer Rauferei mit einer angreifenden Kolonne mit Vorteil benützt werden; doch wird von ihr selten Gebrauch gemacht.

Der langweilige und öde Pfad wurde nur durch die Gesänge der Treiber etwas belebt. Da war Mohamed aus dem Niltale, der seiner Gattin ein Liedchen sang. Da war ein rabenschwarzer Neger aus dem Sudan mit prachtvollen weißen Zähnen, der die Tochter seines Herrn liebte, aber nicht heiraten konnte, dieweil sie reich und er arm war; gleichwohl sandte er ihr durch die Luft Lieder und Küsse zu. Da war endlich der Vater des Kamels, der, obschon er drei oder vier Gemahlinnen und einige Kinder besaß, doch auch sein halb verrostetes Liebesliedchen trillerte. Unter schallendem Gelächter wurden jeweilen die Verse wiederholt. Ich will versuchen, einige der beliebtesten Treiber-Lieder im Deutschen wiederzugeben:

Meine Liebe! Meine Liebe!
Als ich dich im Garten sah
Sagt' ich mir: Ach! es ist Liebe,
Doch ich muß so lange warten,
Bis du mir im schönen Garten
Endlich gibst dein Ja.

O die Nacht! o die Nacht!
O, die schöne, schöne Nacht!
Bringet süße, bringet süße,
Wunderschöne, wunderschöne,
Zauberreiche Küsse mir!

Holde Fatma! holde Fatma!
Meines Herzens Freund bist du,
Welch ein Wunder, schöne Fatma,
Daß du liebst ein anderes Du,
Sieh' mein Herze von der Last
Reißet wie des Palmbaums Ast.

Aus diesen Versen geht hervor, daß die Poesie dem ägyptischen Bauer nicht völlig unbekannt ist. Auch weist die arabische Sprache poetische Meisterstücke auf, und es ist nur zu bedauern, daß so wenige deutsche Dichter dieser Sprache mächtig sind!

Auf dem Weitemarsche bemerkte ich einige graue Vögel, die sich scheinbar auf der Karawanenstraße ihr Futter suchten. Ich fragte mehrere der ältern Treiber, ob sich nicht in nächster Nähe Wasser befände, da ich mir das Vorkommen der Vögel nur so glaubte erklären zu können. Jeder Treiber wußte mir nun viele und abenteuerliche Geschichten zu erzählen.

Nach dreitägigem Marsche durch die Wüste hatten wir bereits gegen 50 Stunden Weges zurückgelegt. Fast ohne Rast und Ruh ward die beschwerliche Reise bei Tag und Nacht fortgesetzt, wobei der Anblick der trostlosen Einöde keineswegs dazu diente, den Wanderer mit frischer Freudigkeit zu erfüllen. Zur Rechten und Linken der Karawanenstraße liegen zu Hunderten Kamelsgerippe, die man besonders häufig da findet, wo die Straße felsiges, schwer zu erstigendes Terrain durchzieht. Außer diesen leidigen Gerippen dienen auch von Zeit zu Zeit Steinhäufen als Wegweiser. Jedes Kamel, das unter seiner Last niedersinkt, wird seinem Schicksale überlassen, und findet dann ein gräßliches Ende; aber der Tod erlöst

es auch von allen Strapazen und Qualen der Reise, wie ihm denn die, seinen schwer befrachteten Rücken bedeckenden Eiterbeulen die größten Schmerzen verursachen. Ich kenne kein anderes Last- oder Zugtier, das so viele Entbehrungen wie das Kamel ertragen kann.

Die Wüste will ihr Opfer haben. Wir passierten jetzt eine Stelle, wo auf der Oberfläche des Sandes ein menschliches Gerippe lag. Ich trat hinzu, betrachtete den Schädel und fand bald heraus, daß das Skelett einem Neger zugehörte; denn noch war einiges krause schwarze Haar am Schädel gut erhalten. Auch ist ein Neger-schädel leicht zu erkennen. Ich untersuchte teilweise die umherliegenden Knochen; alle waren schon weiß gebleicht, und es mußte somit eine geraume Zeit seit dem Tode dieses Unglücklichen verflossen sein. Was war er? Woher kam er? Wie starb er? Meine Gefährten gaben mir Aufschluß über diese Fragen und erzählten: Dieser Mensch, der sein frühes Grab in diesen kahlen Bergen gefunden hat, war ein Sklave, der von seinem Herrn hierher floh und elendiglich vor Hunger und Durst starb. Arme schwarze Söhne Afrikas! Wann kommt wohl der Tag, wo ihr aus den Fesseln erlöst werdet, die euch lebendig an die düstre Schwelle des Grabes binden! Wann wird die goldene Sonne der Freiheit über euren schönen Fluren aufgehen! O daß doch der Schmerzensschrei dieser unterdrückten Rasse in alle Teile der Welt dringen und recht viele zur Befreiung Afrikas mitwirken möchten! Die Sklaverei steht in Aegypten leider noch in vollster Blüte, und es sind erst ein paar Monate verflossen, seitdem vor den Toren Siuts mehrere große Sklavenkarawanen aufgetaucht sind.

Der Sklavenhandel ist zwar in diesem Lande gesetzlich untersagt, aber wir haben leider nur zu viele Beweise dafür in Händen, wie wenig solche Befehle befolgt werden. Doch ist zu hoffen, daß dieser scheußliche Handel unter Mitwirkung der Regierungen und philanthropischer Männer, die ihr Leben der Befreiung Afrikas gewidmet haben, recht bald völlig aufhören möge.

Den vierten Tag unserer Reise, nachmittags um zwei Uhr, erblickten wir in weiter Ferne, in grauen Schimmer gehüllt, die heiß ersehnte Oase „Dachel“. Bevor wir jedoch dieses unser Ziel erreichen konnten, mußten wir uns noch durch ein wahres Labyrinth von Felsen hindurcharbeiten. Zu beiden Seiten des Tales ragen in den allerseltsamsten Formen Kalk- und Schieferfelsen empor, die auf uns herniederzustürzen drohten. Sandwehen machten hier den Weg

sehr beschwerlich, und nur mit großer Anstrengung arbeiteten sich Menschen und Tiere vorwärts.

Herden von Rebhühnern, die über unsere Köpfe hinwegflogen, verkündeten uns jetzt, daß wir uns nicht mehr weit von menschlichen Wohnungen entfernt befanden. Auch wurde die allgemeine Stimmung der Treiber durch den Freude erweckenden Anblick der vor uns liegenden Oasen schnell gehoben. Jeder war nun guten Mutes und vergaß die langen naßkalten Nächte, den harten Schlaf auf dem Sande, die holperige, steinige, felsige Straße und die dürftige Nahrung. Fröhlich schritten wir den menschlichen Behausungen zu.

Allmählich schwanden die jähren Felsen und das sandige Tal hinter unserem Rücken, und bei einbrechender Nacht erreichten wir das erste Dorf der Oase Ballat. Wir kampierten außerhalb desselben auf einem großen freien Platze, der gewöhnlich von allen durchreisenden Karawanen als Ruhestätte benützt wird. Man kann sich denken, mit welcher Freude wir nach diesem Wüstenmarsche die ersten Palmen begrüßten. Wie pocht das Herz, wenn man versichert ist, in einigen Stunden sich wiederum an Fleisch, weichem Brote und Datteln erlaben zu können. Gutes Wasser, das köstlichste aller Getränke, das man erst auf einer Wüstenreise recht schätzen lernt, schmeckt besser als der feinste Rheinwein.

Das Dorf Ballat gleicht von außen besehen mehr einer kleinen Festung als einem Wüstendorfe. Auf der nördlichen Seite sind mächtige Sandhaufen an die Mauer angeweht und bilden gleichsam Pallisaden. Als ich die Straßen des Dorfes betrat, waren sie leer und keine Menschen zu sehen. Alles zog sich vor dem Fremden zurück. Endlich fand ich das Haus des Schechs, der mich sogleich sehr wohlwollend aufnahm. Seine Gemahlin bereitete mir ein Nachtessen; ein gebratenes Huhn, das man zu meiner Ehre schnellstens bereitet hatte, schmeckte herrlich. Auffallend war der schwärzliche Teint der Frauen und das rabenschwarze glänzende Haar, das in vielen niedlichen Zöpfen geflochten über die Schultern fällt. Am Ende sind diese Zöpfe zusammengebunden und mit eisernen oder silbernen Ringen belastet; auch tragen diese Damen schwere Ringe an Ohren und Füßen. Sehr beliebt sind breite eiserne polierte Armspangen. Die meisten Frauen gehen barfuß, und jede trägt einen ziemlich großen messingenen Ring im rechten Nasenloch; über diesem Ringe selbst sind noch einige kleinere gefärbte Steine, viel-

leicht Perlen, eingefädelt. Trotzdem die Bewohner dieser Oase Mohammedaner sind, gestatten sie ihren Frauen den Verkehr mit den Männern, und ich hatte darum bald mit dem schönern Geschlechte eine heitere Konversation angeknüpft. Es fehlte sogar nicht an Heiratsanträgen. Der Schech besaß eine hübsche Tochter, und seine Frau bot sie mir zum Kaufe an; leider konnte ich jedoch auf dieses wohlgemeinte Anerbieten der Frau Schechin nicht eingehen. Ich suchte ihr klar zu machen, daß die jungen Töchter bei uns zu Lande die Schmucksachen gewöhnlich an den Ohren und nicht an der Nase tragen. Mit einem gewissen schelmischen Lächeln erwiderte man mir, ob denn zwischen einem Nasen- und Ohrenring ein so großer Unterschied sei. Hierauf hatte ich nichts zu erwidern. Was würde meine Mutter dazu gesagt haben, wenn ich eines schönen Tages mit einer Lebensgefährtin nach Hause gekommen wäre, die sich hätte nasführen lassen? — Die meisten Weiber färben das Kinn mit Indigo. Ich sah hier auch einige Kinder mit auffallend großen Bäuchen; die meisten Kinder gehen nackt oder sind doch überaus schlecht gekleidet.

Gerne würde ich die Nacht im Dorfe zugebracht haben, aber da wir morgens in aller Frühe aufbrechen wollten, mußte ich noch einmal auf harter Erde schlafen. Wir hatten bis zur Hauptstadt der Oase Dachel El-Kasser noch eine volle Tagereise zurückzulegen. Zur Linken lagen verschiedene Dörfer hinter Palmengärten versteckt. Die Bewohner waren eben mit Aussaat und Ernte beschäftigt. Nachmittags um vier Uhr erreichte unsere Karawane das Dorf Raschada. Müde von den Eilmärschen, die wir in den letzten Tagen gemacht, lagerte die ganze Karawane außerhalb des Dorfes. Ich dagegen suchte sofort den Schech El-Balad auf. Mit der größten Höflichkeit nahm er mich auf, bewirtete mich sogleich mit den prachtvollsten Datteln, die ich je gesehen, und lud mich schließlich ein, die Nacht bei ihm zuzubringen. Sofort wies er mir ein sauberes Zimmer an, wo ich mich von dem Staube und Unrat, der sich auf den Kleidern und der Haut angesetzt hatte, reinigen konnte. Auch hatte ich Gelegenheit, mich in meinem Feldspiegel zu betrachten. Mein Gesicht war kupferrot und die Haut gänzlich verbrannt, obschon ich die stechenden tropischen Sonnenstrahlen mit meinem Regenschirm abzuwehren versucht hatte.

Der Schech in Raschada, dessen Gast ich war, tat alles mögliche, um mir den kurzen Aufenthalt in seinem Dorfe recht angenehm zu machen. Das reizende Dorf gleicht einem paradiesischen Garten.

Die kleinen Hütten mit ihren friedlichen Bewohnern liegen hinter Palmengebüschen verborgen, reichschattende Weinreben, Orangen- und Zitronenbäume und Bananen hauchen ihre köstlichen Wohlgerüche aus, buntgefiederte Turteltauben flattern in den Zweigen umher und beleben die sonst so stillen Haine mit ihrem Girren, eine klare Quelle durchrieselt den Grund und tränkt die dürstenden Wurzeln des Palmbaums, es war ein Friedensbild von so bezaubernder Schönheit, daß es mich bedünken wollte, hier, in diesem stillen Erdenwinkel, fernab vom Strudel und Geräusch der Welt, sollte man seine alten Tage beschließen dürfen.

Den nächsten Morgen in der Frühe verließ ich Raschada, um endlich am sechsten Tage meiner Reise, anstatt schon am fünften, in El-Kasser anzukommen. Der Schech Mohamed Ismaïl empfing mich mit der größten Liebenswürdigkeit und führte mich sogleich eine Treppe hinauf in ein geräumiges luftiges Gemach mit vielen scheibenlosen Fenstern, denn Glas scheint in der Stadt Kasser ein unbekannter Artikel zu sein. Eine Bank von Lehm, die mit einer Matte und einem Teppiche bedeckt war, diente mir als Ruheplatz. Ich hatte einige arabische Zeitungen mitgenommen, die der Schech mit der größten Freude las. Obschon nicht ein jeder Schech, d. h. Dorfschultheiß der libyschen Wüste, lesen kann, so hatte sich doch Mohamed Ismaïl in seiner Jugend die Mühe gegeben, die Kunst des Lesens zu lernen. Er schien mir überhaupt ein sehr intelligenter Mann zu sein, dem das Wohlergehen seines Landes ernstlich am Herzen lag. Nur machte ich später die traurige Entdeckung, daß Mohamed den „Araki“ zu sehr liebte und sich jeden Tag berauschte. Thee ist hier eine Seltenheit, und doch servierte mir Mohamed das köstliche und erfrischende Getränk sofort nach meiner Ankunft. Nach einer Weile kamen alle Würdenträger des Dorfes herbei, um mich zu begrüßen, setzten sich auf die Erde nieder und lauschten dann auf die Neuigkeiten, die ich ihnen aus dem Niltale zu erzählen hatte. Die Ankunft eines europäischen Reisenden ist eben für El-Kasser ein großes Ereignis, und alle Bewohner drängen sich dann heran, um den Chawadsche (d. h. Herr-Europäer) zu sehen. Es sind vielleicht im Laufe der letzten hundert Jahre, die Rohlfs'sche Expedition nicht eingerechnet, nur drei Europäer hier gewesen. Eine regelmäßige Postverbindung gibt es natürlich nicht; doch sendet das Mudirat von Siut monatlich einen Mann mit Briefen an den Schechel-Balad.

Die Stadt Kasser liegt auf einem Hügel, hinter welchem sich eine hohe, das ganze Oasental abschließende Gebirgskette erhebt. Im Süden ist die Stadt von einem Palmenwalde begrenzt, der vielleicht 40—50,000 Dattelpalmen zählt. Von außen betrachtet hat die Stadt gerade kein schönes Aussehen. Die ein- bis zweistöckigen Häuser sind meistens von ungebrannten Backsteinen, zuweilen auch aus Quadersteinen aufgebaut, die Straßen der Stadt enge, sehr schmutzig und mit Balken bedeckt, damit die Sonne nicht in die Wohnungen dringen kann. Die Armen leben in elenden Lehmhütten, halb unter freiem Himmel. Ich will hier gleich bemerken, daß der Reisende im Niltale immer von einer Herde Armer verfolgt wird, die unaufhörlich um Bakschisch (Trinkgeld) bitten. In El-Kasser dagegen besitzen die Armen, obschon sie in kläglicher Weise ihr Leben fristen, die schöne Tugend, die Reisenden nicht mit Betteln zu belästigen.

Wie zuvorkommend die Dachelaner sind, möge nachfolgender Zug beweisen: Meine von den langen Märschen durchlaufenen Schuhe bedurften einer Reparatur. Da das Schuhflicken im Oriente sehr schnell von statten geht, wollte ich abwarten, bis der Schuster die frischen Sohlen aufgenagelt hatte. Derselbe war gerade nicht zu Hause; so suchte ich ihn in den Straßen auf und fand ihn auch ziemlich weit von der Wohnung entfernt. Mitten auf der Straße zog ich nun meine Schuhe aus, um sie dem Schuster zu übergeben, und wollte eben barfuß zu meinem Gastherrn zurückkehren. Da zog ein Dachelaner, der gerade zugegen war, seine eigenen Schuhe mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit aus und legte sie an meine Füße. Ich könnte noch mehrere andere derartige Erlebnisse erzählen, welche zeigen, daß Menschenliebe, Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft zu den schönsten Tugenden der Dachelaner gehören.

Die nach Angabe des Schechs 4000 Seelen zählende Bevölkerung der Stadt Kasser gehört natürlich dem mohammedanischen Glaubensbekenntnis an. Aber die Bewohner der Oase Dachel sind, wie dies ja auch bei den Aegyptern der Fall ist, sehr tolerante Moslims, die den Christen nichts zu Leide tun. So konnte ich z. B. ohne die mindeste Schwierigkeit eine der vier Moscheen Kassers betreten und ein Minaret besteigen, um von dessen Spitze die prächtige Aussicht auf die Oase mit ihren Palmhainen und die große Wüste zu genießen. In sittlicher Beziehung nehmen die Bürger der Stadt Kasser eine ungleich höhere Stufe als die Bewohner unserer europäischen Groß-

städte ein. Das Diebshandwerk ist hier nicht bekannt, jeder verdient sich sein Brot auf redlichem Wege, und Mordtaten sind seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen. Aus der Freudigkeit, mit welcher mehrere Würdenträger der Stadt auf meinen Vorschlag, in Kasser eine Schule zu gründen, eingingen, durfte ich darauf schließen, welcher Bildungstrieb bei diesen Wüstenbewohnern vorhanden ist. Wie ich hoffe, wird die in Aegypten segensreich wirkende amerikanische Mission sich bereit erklären, meinem Wunsche entsprechend einen ihrer Lehrer nach Kasser zu senden.

Wie in allen mohammedanischen Ländern, lebt auch auf der Oase Dachel der Mann von seinen Frauen getrennt. Die Bewohner rechnen es sich hier sogar zur Sünde an, mit ihren Frauen zu essen. Die Frau ist eben nur die Sklavin des Oberhauptes der Familie. Man mag mit einem Araber auf noch so intmem Fuße stehen, seine Eehälfte bekommt man doch nie zu Gesichte. Ich kenne in Assiout sogar ägyptische Christen, die eine sehr gute Erziehung genossen haben, geläufig französisch und englisch sprechen, mir aber trotzdem noch nie ihre Gattinnen vorgestellt haben. Getreu halten in dieser Beziehung die Aegypter an der Väter Sitte und verbergen, ich weiß nicht ob aus Furcht oder Jalousie, ihre Frauen. Aber so lange die Frauen Aegyptens ihre Freiheit nicht erlangt haben, kann Aegypten wohl noch nicht zu den zivilisierten Nationen gezählt werden.

Die Bewohner der Oase Dachel leben vorzugsweise von Ackerbau und Viehzucht. Auch der Gartenbau und die Palmbaumkultur werden eifrig betrieben, wie denn alljährlich über 4000 bis 5000 Kamelladungen Datteln nach dem Niltale ausgeführt werden. Auch Reis, Indigo und Weizen fand ich angebaut, und in einigen Gärten sah ich prachtvolle, mit Früchten reich beladene Olivenbäume. Die Kleidung des Fellachen (Bauern) unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen seiner Standesgenossen im Niltale, er trägt nur einen breiten ledernen Gürtel um die Lenden.

Fast in der Mitte der Stadt Kasser liegt eine warme Sprudelquelle, Ain Häum genannt. Das Wasser soll nach Aussage Gerhard Rohlfs, der diese Oase im Jahre 1873 besuchte, schwefelhaltig sein. Ich trank mehrere Male von demselben, nahm auch eine Flasche mit ins Niltal, fand aber bei näherer Untersuchung, daß das Wasser nur ganz schwach eisenhaltig, aber ziemlich salzig ist. Die Bewohner selbst versichern, daß das Wasser einen schwefeligen Geruch habe

und nach arabischem Ausdrucke wie Zündhölzchen schmecke. Die Temperatur betrug 30° Reaumur bei einer Luftwärme von 18°. Der Brunnen stammt wahrscheinlich schon aus der Römerzeit. Das warme Wasser wird von den Bewohnern zum Baden benutzt, und man sieht jeden Morgen bei aufgehender Sonne fast die gesamte männliche Bevölkerung nach verschiedenen Teichen eilen, die mit diesem Wasser angefüllt sind, um ein Bad zu nehmen. Sie tun dies wohl weniger, um von einer Krankheit geheilt zu werden, als vielmehr um sich zu erwärmen und die steifen Glieder vor der kalten Winterluft zu schützen. Der Winter in den Oasen ist natürlich nicht mit einem europäischen Winter zu vergleichen; aber da es im Sommer sehr heiß ist, so fühlt man auch die geringste Kälte ungleich mehr als bei uns, und zudem sind die Bewohner höchst einfach gekleidet, und anstatt sich Bewegung zu geben, hocken sie den ganzen Tag auf den Türschwellen ihrer elenden, Vogelnestern ähnlichen Hütten.

Auch an kalten Quellen fehlt es Kasser nicht, und da es gerade wie in Oberägypten in den Oasen fast nie regnet — Regen fällt vielleicht alle zwei oder drei Jahre einmal — so sind diese Quellen für den Oasenbewohner ein unschätzbares Gut. Die Brunnen werden 20 bis 60 Meter tief gegraben, in welcher Tiefe man auf eine Steinschicht stößt, und sobald diese durchbohrt ist, fließt das Wasser bis zur Oberfläche der Erde. Der tiefste dieser artesischen Brunnen soll 64 Meter haben. Das Wasser wird dann in Kanälen zu den Pflanzungen und Palmbäumen geleitet, wo jeder Garten- und Ackerbesitzer dasselbe an gewissen Tagen benutzen darf. Viele der Brunnen fließen nicht mehr, und es sind infolge dessen einige Dattelhaine abgestorben. Um die schönen Pflanzungen zu erhalten, sollten unbedingt neue Brunnen gegraben werden, aber da das Graben eines solchen Brunnens eine ziemliche Summe Geldes kostet, fürchte ich, daß wegen Mangels an Geldmitteln nach und nach der schöne Palmgarten der Oase Dachel wenigstens teilweise absterben wird. Nach Aussage des Schechs Mohamed Ismaïl waren vor 15 Jahren noch nahe gegen 80,000 Dattelbäume zu finden, jetzt dagegen gibt es nur noch 50,000.

Der Dialekt der Dachelaner klingt angenehm für das Ohr, unterscheidet sich aber wesentlich von dem in Oberägypten gesprochenen. Der Reisende findet infolge dessen anfangs einige Schwierigkeiten, sich verständlich zu machen und zu verstehen.

Die Stadt Kasser besitzt auch eine Töpferei, wo für die ganze Oase Töpferwaren gefertigt werden. Kleinere Gefäße, wie Tassen etc. macht freilich der Töpfer nicht; denn dergleichen Geschirr erachtet der Araber als unnütz. Die hier gefertigten Gefäße sind meistens fischförmig und dienen dazu, das den heißen Quellen entnommene Trinkwasser darin abzukühlen. So sieht man des Morgens und des Abends die Hausfrauen mit diesen Gefäßen auf dem Kopfe oder unter den Armen nach den Quellen eilen, um Wasser zu holen.

Ein geheimnisvolles, seltenes Fühlen bemächtigt sich des Wanderers, wenn er vom Turme eines Minarets das zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaftsbild betrachtet. Vor ihm liegt der Palmgarten, die Oliven- und Orangenpflanzungen, hinter ihm die kahlen Berge, die trotzig in die Wüstenluft emporragen. Zur Rechten und Linken starren mächtige Sandhügel. Welcher Kontrast! Umringt vom unzählbaren sandigen Ozean und inmitten dieser Wüstenei ein herrlicher Garten Gottes.

Die Stadt Kasser soll nach Aussage der Bewohner in frühern Zeiten sehr reich gewesen sein, aber jetzt sei aller Reichtum verschwunden. Die Frauen trugen, wie man sich erzählt, ehemals schwere goldene Ohrringe, Armspangen und Paruren; auch waren die Kleider an verschiedenen Stellen mit Goldstücken bedeckt. Derjenige, welcher zehn Pferde hatte, besitze jetzt nur noch eins. Die Dachelaner blicken darum mit Sehnsucht auf die gute alte Zeit zurück, glauben aber nicht an ihre Wiederkehr.

Eines Morgens wurde ich früh aus dem Schlafe aufgeweckt. Ein seltsames Geschrei war von weitem hörbar, und näher und näher kam ein klägliches Gesang. Endlich sah ich einige Frauen, die Gesichter mit Indigo geschwärzt, im Takt und Eilmarsch durch die Straßen ziehen. Es war eine jener Totenfeiern, die man im Niltale so häufig beobachten kann; doch habe ich noch nie bemerkt, daß, wie hier, die Frauen im Schritte die Erde stampfend einherziehen. Die Aegypter erweisen den Toten bekanntlich große Ehre. Die Frauen begleiten den Toten bis zum Grabe, weinen kläglich und beschmieren sich als Zeichen der Trauer die Schürze und das Kopftuch mit Schlamm. Oefters sind die Grabmäler der Toten schöner und solider als die Wohnungen der Lebenden.

Etwa zwei Stunden von der Stadt Kasser entfernt liegt ein alter Tempel, Deer-el Hadscher, d. h. Kloster von Steinen, genannt. Derselbe war, bevor Rohlf hierher kam, ganz im Sande begraben, und

nur auf seinen Befehl wurde ein Teil dieses uralten Bauwerkes ans Tageslicht befördert. Noch erblickt man an den Quadermauern viele Hieroglyphen und andere Abbildungen. Nach Lepsius, Marietta u. a. hervorragenden Aegyptologen stammt dieser Tempel aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es war dieses Gotteshaus dem Ammon geweiht. Der Tempel war mit einer dicken Ringmauer umgeben, die aber, wie der Tempel selbst, größtenteils jetzt zerstört ist. Auf dem Wege nach dem Tempel durchritt ich ausgedehnte Ruinenstätten und verödete Gärten, Spuren früherer Ansiedlungen. Auch fand ich zahllose Topfscherben. In nächster Umgebung sollen sich auch Gräber mit Mumien befinden. Leider hatte ich jedoch keine Zeit, dieselben aufzusuchen, doch sollen sie sich von denjenigen des Niltales nicht unterscheiden.

Schöne, unvergeßliche Stunden habe ich in dieser Oase verlebt. Bald kam aber die Stunde des Scheidens herbei. Mein Freund, der Schech, hatte mir frisches Brot gebacken und mich reichlich mit Datteln, Eiern und Käse versehen. Also verproviantiert, trat ich die Rückreise an. Beim Karawanenlager nahm ich feierlichen Abschied von den Aeltesten und Würdenträgern der Oase, die mir bis hierher das Geleit gegeben hatten. Bald war alles in Bereitschaft; mit einbrechender Nacht verließen wir Kasser und stießen wiederum ins Sandmeer. Kaum waren wir eine Stunde von Kasser entfernt, so sanken zwei Kameltreiber entkräftet und fieberkrank nieder; einige der Kamele warfen ihre Bürden zur Erde, andere blieben im Sumpfe eines Baches, den wir zu Ueberschreiten hatten, stecken und konnten nur mit der größten Mühe und Anstrengung wieder aus der kritischen Position befreit werden. Ich mußte selbst Hand ans Werk legen. Einige Kamele sanken unter der schweren Last nieder und ließen das unheimliche klägliche Geschrei erschallen; dazu gesellte sich das Wimmern der Fieberkranken, für die wir keine Medizin hatten, das Geheul der Hyänen, deren nächtliche Klagelaute wie Kindergeschrei klangen, es war eine schauerliche Nacht. Die Kranken wurden schließlich auf die Kamele geladen, ein nicht zu beneidendes Krankenbett; dann zogen wir die ganze Nacht hindurch vorwärts. Mehr als einmal wurde ich vom Schlafe überwältigt, doch hielt ich mich glücklicherweise im Gleichgewicht, denn vom Rücken eines Kamels auf die steinige Erde zu fallen ist nichts weniger als angenehm. Zu allem sonstigen Unheil verirrten wir uns auf einen mächtigen Felsenvorsprung; schon waren einige der Kamele am

äußersten Rande desselben angelangt, als wir den Irrweg noch zur rechten Zeit bemerkten. Endlich ging die lange, mühselige erste Nacht unserer Rückreise zu Ende, und am nächsten Morgen schon erreichten wir das bekannte Dorf Ballat, wo ich zu meinem nicht geringen Erstaunen die Entdeckung machte, daß die Kameltreiber sich während der Nacht meines ganzen Mundvorrates bemächtigt hatten. Ich mußte jedoch nolens volens den Dieben Amnestie erteilen, da sie selbst keine Nahrungsmittel mit sich führten und offenbar ein brüderliches Anrecht auf meinen Brotkorb zu haben glaubten. Langsam ging es dann am nächsten Tage dem Niltale zu. Aber als wir nach sechstägiger Reise den Silberstrom erblickten, ertönte aus allen Kehlen ein freudiger Jubel.

Anmerkung.

Dieser Reisebericht erschien vom 10.—24. August 1880 in der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ in Basel (Nummern 180—200).

Aus der Oase Siua, Wüste Sahara

von

GOTTFRIED ROTH.

Nach einer Reise von 24 Tagen, von Alexandrien aus durch die Wüste, erreichte ich endlich die Oase Siua oder Jupiter Ammon-Oase im weiten Sandmeere.

Die Karawanenstraße führte 10 Tage lang unweit der Meeresküste durchs Land der „Aulad Aly“, jenes mächtigen Araberstammes, dessen Stärke wohl hunderttausend Seelen sein mag. Diese Nomaden leben in luftigen, aus dicken wollenen Tüchern verfertigten Zelten, welche sie je nach Bedürfnis ihres Viehstandes in der Nähe guter Weideplätze aufschlagen, um dort ihre zahlreichen Kamel-, Schaf- und Ziegenherden zu überwachen. Diese Völkerschaften der semitischen Rasse haben sich bis zur Stunde in ihrer primitiven Lebensweise erhalten und die Wüste ist es, die sich für das wandernde Leben dieser gebräunten Söhne der Tropenerde am besten eignet, denn dorthin ist der schaffende Geist der Zivilisation noch nicht gedrungen. Allein in der undankbaren Steppe, fern vom Geräusche der Lebenden, unabhängiger Sohn der Einsamkeit, einziger Herr in der Wüstenei, verachtet er den Fortschritt, welchen die übrige Menschheit errungen. Das tägliche Leben dieser wandernden Afrikaner ist kein beneidenswertes, denn die Entbehrungen, Hunger und Durst, Kälte und die glühende Wüstenluft mit Gleichmut zu ertragen, das ist eine Kunst, welche dem ans weiche Flaumbett mütterlicher Pflege gewöhnten Europäer unbekannt ist. Manchen Abend war ich im Wüstenzelte und lauschte beim nächtlichen Feuer dem Gesange fröhlicher Jünglinge oder den ernsthaften Worten ergrauter Scheiks, von welchen die Geschicke ihres Stammes abhängen und welche oft in stürmischer Ratsversammlung den Fehdehandschuh einem feindlichen Stamme zuwerfen, sei es, um Rache zu nehmen, oder den Uebermütigen zu spielen.

Nach zwölftägiger Wanderung durch diese Steppe, wo der Mensch sein Leben nur kläglich fristet und die Vegetation nur kümmerlich hervorsprießt, dirigierte ich mich mit meiner Karawane, die nur aus zwei Kamelen und zwei Beduinen bestand, in südlicher

Richtung auf der Karawanenstraße nach Siua. Langsam bewegten wir uns auf dem einsamen Wüstenpfade dahin. Nach und nach verschwanden die Zelte der Wüstenbewohner und das Bild der endlosen Wüste entrollte sich vor unsern Augen gleich einem mächtigen Reliefplane. Vereinzelt stehende Wüstenberge von beträchtlicher Höhe, ohne irgend welche Vegetation, starren den Wanderer an. Vereinzelte Dünen, angewehrte Sandhügel aus Flugsand gebildet, gleichen den Wogen auf hoher See und versperren in anderen Regionen der Sahara das weitere Vordringen. Ja, hier, wo ein reges Leben sich entfaltete, war wohl einst die Wohnstätte von Menschen, aber das tobende Meer hat sie begraben. Denn die hier in großer Anzahl umherliegenden Austernschalen und Versteinerungen sind die deutlichsten Spuren und Beweise des einstigen Saharameeres. Ohne Zweifel war dieser Teil der Wüste unter Wasser. Ich fand ganze Bänke von Austernschalen. Andere Reisende, wie Rohlfs, haben dieselben auch gefunden. Doch ist die Meinung über das einstige Sahara-meer eine geteilte.

Nach zwanzig Tagen erreichte ich die Oase „E l K a r e“, ein auf einem mächtigen, hohen Felsen hinaufgebautes Wüstendorf, das von außen angesehen eher einer alten, zerschossenen Festung als einem Wüstendorfe gleicht. Die Bewohner dieses Adlernestes sind von dunkler, fast schwarzer Hautfarbe und deren Zahl wird wohl hundert nicht übersteigen. Als ich mich dieser Wüstenfestung näherte, flohen die Töchter dieses südlichen Himmels nach allen Richtungen scheu von mir; denn das Gerücht hatte sich verbreitet, daß ich Christ, zugleich ein Menschenfresser sei. Die Männer, herzhafter als ihre Gemahlinnen, begrüßten mich freundlicher und sofort erklärte ich ihnen, daß ich mit Menschenfressern nichts zu tun habe, sondern vielmehr nach einem guten Trunk Wasser und einem Hühnerbraten gelüste. Hatte ich doch auf meiner Reise einige Fasttage auszustehen, und dazu gesellte sich noch durch die Gleichgültigkeit meiner Beduinen die Wassernot.

Nach einem Aufenthalte in dieser Oase brachen wir, mit Wasser genügend versorgt, auf, und am 24. Tage unserer Reise endlich tauchten am fernen Horizonte die langersehten, dunkelgrünen Palmenhaine von Siua auf. Dort, wo schöne Palmen wehen, werden wir im Schatten „der Königin der Oase“ die ermüdeten Glieder ausruhen können, und das köstliche Naß aus der sprudelnden Quelle wird uns erfrischen.

Siua ist auch auf einen hohen Felsen hinaufgebaut und eignet sich vortrefflich zur Verteidigung gegen gewalttätige Araberstämme. Die Straßen oder vielmehr Gänge dieser Wüstenstadt sind finster und öfters so enge, daß man mit Kopf, Ellbogen und Knien die felsigen oder aus salziger Erde aufgeführten Wände berührt. Die Häuser sind klein und die Oeffnungen, die als Fenster benutzt werden, ohne Scheiben. Die Suaner sind im Kampfe kühn und verwegen, und vor kaum einigen Jahren noch kam es zwischen den Bewohnern selbst oder mit benachbarten räuberischen Araberstämmen aus Tarabulis zu blutigen Zusammenstößen. Die Weibsbilder, wie überall, lieben die „Mode“, d. h. sie verwenden eine beträchtliche Zeit des Tages auf ihren Haarschmuck. Wohl in 50 niedliche Zöpfe geflochten hängen die Haare auf Stirn und Nacken, und wären dieselben weniger mit Oel eingeschmiert, so würde ich unsern Töchtern anraten, diese Mode nachzumachen, um am lieblichen Aeußern durch meine Vermittlung recht viel zu gewinnen.

Die eigentliche Sprache der Suaner ist nicht die arabische, nur im Laufe der Zeit haben sie durch fortwährende Handelsverbindungen mit Araberstämmen, die hieher kommen, um Datteln einzukaufen, oder gegen Frucht, Butter etc. einzutauschen, so viel arabisch gelernt, daß die meisten von ihnen der arabischen Sprache mächtig sind. Ihre Muttersprache ist ohne Zweifel diejenige der Tuaregs, im Innern der Wüste, von wo her sie einwanderten.

Es gibt wohl in dieser Oase 120,000 Dattelpalmen, die alljährlich einige Tausend Kamelladungen Datteln bringen. Zur Winterszeit liegen die Datteln in großen Haufen zum Verkaufe in offenen Plätzen, und jeder Pilger, der hier durchreist, ißt nach Belieben von den angehäuften Datteln, ohne von den Bewohnern belästigt zu werden.

Was wäre die Oase ohne den Palmbaum! Ein verlassenener einsamer Ort in der schrecklichen Wüste. Ja, die Palme ist der Segen der Oasenbewohner und der Trost des Wüstenreisenden, der nach langen, mühseligen Tagen die erste Palme mit Freuden begrüßt. Der Anblick dieses schönen Baumes inmitten der Einöde stärkt den Wanderer in der geistigen Vereinsamung und Monotonie der Umgebung. Der Palmbaum ist es, der neues Leben in unmittelbarer Nähe verborgen hält, denn dort, wo die Palmen wehen, liegt eine erfrischende Quelle!

Im nahen Dorfe A r u r m i ist der aus dem grauen Altertume

schon bekannte Tempel des Jupiter Ammon. Hier, auf diesem Flecken heiliger Erde, ließ sich der große Alexander als Sohn des Zeus anreden. Hier, inmitten dieses Palmengartens, ist der Tempel, wo das Orakel seine Unfehlbarkeitssprüche in die Welt hinaus-schleuderte. Aber wo ist die einstige Größe? Zerfallen ist der heilige Tempel, und die Gebeine der Toten liegen, von der Sonne gebleicht, auf dem Sand umher.

Schon befinde ich mich zweieinhalb Monate in dieser Oase und habe dieselbe auch nach allen Seiten hin durchstreift. Der Palmen-garten, wo der Oliven- und Zitronenbaum grünt, ist ein erhabener Ort. Dort blüht auch der Quittenbaum, und die Rebe schwingt sich kühn am Oelbaum empor, Bäume blühen, und die tropische Fülle entfaltet sich in verschwenderischem Wachstum. Die azurblauen Seen von Siua tragen viel zur Naturschönheit bei. Aber um diesen Garten Eden herum ist die Wüste — die ewige Einsamkeit, von allem Wachstum entblößt. Blickt das Auge über den Palmenhain hinaus, so begegnet es keinen grünen Fluren und weidenden Herden. Alles ist Wüste! Diese Vereinsamung wirkt mit bleierner Schwere auf mich, und ich sehne mich nach belebten Gegenden.

Sobald die Sklavenkarawanen von meiner Anwesenheit in der Oase Kenntnis erhielten, zogen sie sich zurück, um die lebendige Ware anderswo unterbringen zu suchen. Tausende von Sklaven werden noch alljährlich nach Tripolis, Kairo und andern Küsten-ländern gebracht.

Zehn Tagereisen von Siua befinden sich gegenwärtig die „Mad-schabre“, die berühmtesten Sklavenhändler der Sahara. Diese machen große Handelsreisen durch die Wüste nach dem Wadai und Bornu im Innern von Afrika. Dort finden sie die prächtigste Gelegenheit, Sklaven zu kaufen und bringen dieselben dann hieher oder nach Tunis und Tripolis. Ein Beispiel genügt, um zu zeigen, wie die Sklaven oft mit der größten Grausamkeit behandelt werden. So erzählt man sich hier, daß ein Sklavenhändler, um seine Sklaven zum Weitermarschieren zu nötigen, einem derselben mit einem Säbel die Arme abschnitt und mit dem toten Gliede die übrigen peitschte. Solche Grausamkeiten müssen auch den Hartherzigsten zum Schaudern bringen. Sklavenkarawanen sind nur ungefähr sechs Tagereisen von der Küste des mittelländischen Meeres entfernt an-gekommen, und es scheint, daß die Sklavenhändler sich nicht scheuen, ihre Sklaven nach Bengasi, Tripolis und andern Küstenstädten zu

schaffen. Ein energisches Einschreiten sollte von den dortigen Behörden verlangt werden, um diesem scheußlichen Handel unter den wachsamen Augen von Europäern abzuhelfen. Es ist wohl bekannt, daß von dort aus viele Eunuchen nach Konstantinopel geschafft werden. Auch gegen diese verbrecherische grausame Disexierung von Negerknaben sollten alle philanthropischen Gesellschaften wirken. Der junge Neger wird im Knabenalter seines Sexes beraubt und die schmerzende Wunde mit heißer Butter übergossen. Der Arme wird nun seinem Schicksal überlassen, und wohl zwei Drittel solcher Verstümmelten sterben einen gräßlichen Tod. Solche empörende Schandtaten werden im Lande der Schwarzen immer noch verübt. Es ist unsere Pflicht, Mittel und Wege zu finden, solchen grausamen Handlungen vorzubeugen.

Ich gedenke, den in der Sahara viel geschätzten und berühmten Schriftgelehrten „Sidi-el-Mahedi ihn Schech-es-Sennussi“, der seinen Sitz in der Oase „Dscherbub“ hat, zu besuchen. Ich glaube nicht, daß je ein Wüstenreisender ihn besucht hat. Bekanntlich ist der Senussiorden (dessen Chef Sidi-el-Mahedi ist) den Christen noch immer feindlich gesinnt. Wenigstens sprechen Rohlf und Nachtigal in ihren Werken von diesen Christenverfolgern sehr ungünstig. Sidi-el-Mahedi, der von der Familie des Propheten Mohamed abstammt, ist mir als der größte Philanthrope der Wüste bekannt. Sein Ruf als gerechter Richter und Menschenfreund ist weit über die Grenzen Afrikas gedrungen.

P. S. Der einzige bedeutende Exportartikel von Siua sind die Datteln. In kleinen Körbchen oder leichten Holzschachteln verpackt, würden sich dieselben zu kulinarischen Genüssen in unserem Lande teuer verkaufen lassen. — Der Import ist ein kaum nennenswerter, da die Bevölkerung 5500 Personen nicht übersteigt. Die Tauschartikel sind grüner Thee, Zucker, Calico, Seife, Tabak; Reis und Getreide wird wohl gepflanzt, reicht aber nicht für den Konsum aus.

In 48 Tagen von Kairo nach Chartum.

Ein Reisebericht aus dem Jahre 1881

von

GOTTFRIED ROTH.

Kairo, die Stolze, die Herrliche, die Unvergleichliche, die Glückliche, die Erhabene und Gesegnete, ist nach arabischen Urteilen ein Troja — ein modernes Paris — ein Athen. Ich weiß, daß der Araber sein Vaterland von Herzen liebt und stolz darauf ist, in der „Herrlichen“ geboren zu sein; aber sein Vergleich dürfte eher in den romantischen Zeilen von „Tausend und einer Nacht“ Aufnahme finden, als dem heutigen Geschlechte getreu zu erscheinen. Doch lassen wir dem Aegypter die Ehre, eine der schönsten orientalischen Städte als Hauptstadt zu besitzen.

Das Land, inmitten dessen Gahara (Kairo) liegt, ist die alte Göttererde, welche so viele forschende Wanderer dorthin zieht, wo die „Palmen wachsen und die Zitronen blüh'n“, — dorthin, wo der ewig blaue Himmel in südlichem Glanze über dir tront —, dorthin, wo der Nilstrom, der heilige Fluß, seine leichten Wellen an die Tempel der Götter spült —, dorthin, wo einst mächtige Götter herrschten und wo Helden sich vor ihnen beugen mußten. Es ist das Land, wo die Myrte treibt und der Pfeffer wächst.

Komm, mein Lieber, und laß dir die Pyramiden, die Sphinx, die Tempel und die Ruinenstätten zeigen; dann wird auch dir dein Herz höher schlagen, wenn du mit eigenen Augen bewundern kannst, was eine verschollene Nation während ihrer Blütezeit hervorzu- bringen fähig war.

Die imposanten Werke, welche mit kühner Hand und stähler- nem Meißel aufgeführt wurden und für Gottheiten und mächtige Könige bestimmt waren, sind die Denkmäler des schaffenden Geistes der einstigen Bewohner dieses herrlichen Landes.

Verschwunden ist die Kalifenstadt, und die hohen Pyramiden zeigen nur noch ihre Gipfel in der Ferne. Das Dampfroß hat ge- waltige Kräfte und fährt uns in hastiger Eile dem fernen Süden zu. Die Wellen des Nils, an dessen linkem Ufer wir dahinrollen, rauschen gemächlich dahin, mit sich tragend die vielen schwer be- ladenen Segler, von denen der Fluß hier wimmelt.

Ein „Fatha“,¹⁾ ein letzter Abschiedsgruß der Gahara und den grünen Deltas. Aber ach! Fort sind die Schlösser der „Gesegneten“ mit ihren holden Insassen; fort die verschleierten, mit Gold beladenen Damen des Serails; fort mein treuer Diener Ahmed, der es verstand, den besten Kaffee zu bereiten und den Nargileh zu füllen; fort mein Wasserträger Mohamed mit seinem rasierten Kopfe, der einem Kürbis glich; fort der alte europäische Musikant, der einst ein reicher Kaufmann war und der mir für zehn Centimes oft die Saiten strich; fort der dicke Geldmann, bei welchem ich tausend Franken deponierte, der mir aber nur 3 Prozent gab, während er einem geldnötigen Fellachen²⁾ für 15 Prozent auslieh; fort der reiche Geizhals, der falsche Piaster schlug und dafür nie bestraft wurde. Adieu, du stolze, du herrliche, du unvergleichliche, du gesegnete Gahara!

Wie im Traum defilieren noch einmal alle diese guten und bösen Geister an mir vorüber; der Nil rauscht leise dahin, und oft bemerke ich, daß die Sonne schon hoch am Firmament steht. Wir eilen an den Palmenhainen vorüber, und grüner stehen die wehenden Palmen in der Sonne Glanz. Der Himmel ist in sein gewöhnliches tiefes Blau gekleidet, und kein Wölkchen befleckt das himmlische Gewand. Eingeborene mit großen Turbanen auf dem Kopf gesellen sich zu mir, schnell wird ein Huhn à l'arabe mit den Fünfen verzehrt, und ein „lilhänd el lillä“ — Gott sei Dank — nebst einem Trunk Nilwasser und der nie fehlenden Zigarette schließen die einfache Mahlzeit. „In scha Alla“, so Gott will, werden wir Assiout³⁾ erreichen, ehe es Abend wird. Mein Nachbar hatte recht, denn ehe die Sonne am Rande der libyschen Wüste verschwunden war, erreichten wir die Wolfsstadt, das alte Licopolis.

Die Stadt Assiout mit ihren 35,000 Einwohnern liegt näher der Hügelkette, welche die libysche Wüste vom Niltale trennt, als die Wüste selbst. Während des Sommers ist die Hitze erdrückend, die Wintermonate dagegen, November, Dezember, Januar, Februar und öfters der Monat März sind höchst angenehm. Für Brustleidende würde dieser Ort während der angenehmen Monaten des Jahres sehr zu empfehlen sein. Die reine, stark ozonhaltige Wüsten-

1) Fatha, Eingang zum Koran. Unternimmt der Araber eine Reise, so sagt er das Fatha her.

2) Fellache, Bauer.

3) Assiout = Siut.

luft würde ein wahrer Balsam für Kranke sein. Nicht weit von Assiout zweigen auch die Wüstenpfade ab zu den beiden Oasen Charga und Dachel. Die letztere, welche ich vor zwei Jahren besuchte, ist sechs Tagreisen vom Niltal entfernt. Die Datteln dieser Oase sind ihres köstlichen Aromas wegen sehr geschätzt, und jedes Jahr ziehen große Karawanen mit dieser herrlichen Frucht beladen durch die Wüste nach Assiout selbst, oder den dem Rande der Wüste nahen Dörfern zu. Auch dort in Dachel ist ein Tempel, der ohne Zweifel, wie derjenige der Oase Siwah, dem Gotte Ammon geweiht war.

Seitdem die Dampfschiffahrt zwischen Assiut und Assuan, dem ersten Wasserfall hergestellt ist, zieht es der Reisende vor, sich vom Dampfe fortbewegen zu lassen; nicht wie man früher genötigt war, in einer Nilbarke oder Dahabia stromaufwärts zu segeln, was oft bis Assuan drei Wochen, ja bei ungünstigem Winde mehr als einen Monat in Anspruch nahm. Diese Schwierigkeiten sind nun beseitigt, und in vier bis fünf Tagen ist man in Assuan selbst.

Eine Nilfahrt von Assuan bis zum ersten Wasserfall bietet dem Fremden manches Interessante und Nützliche. Hier findet man die beste Gelegenheit, das Leben und Treiben der Aegypter zu studieren. Da sieht man den Fellachen seine Felder bebauen oder die Ernte einheimsen. Große Durrafelder und Zuckerrohrpflanzungen liegen auf beiden Seiten des mächtigen Stroms. Korn, Weizen, Saubohnen, Linsen und viele andere Kulturpflanzen gedeihen gut. Nackte Kinder weiden die Herden im üppigen Kleefelde. Pferde, Kühe, Kamele, Büffel, Esel, Schafe und Ziegen trinken am Strom, und daneben hört man das laute Gebell der gelben Hunde, der treuen Hüter der Bauershütte. Am nahen Ufer erblickt man hier und da jene mächtigen Eidechsen, auf welche der Eingeborene Jagd macht und die für den Zoologen das Interessanteste bieten. Diese schleichenden Schmarotzer treiben es so weit, daß, wenn eine Ziege in ihre Nähe kommt, sie sich schnell um die Hinterfüße derselben wickeln, oder auch die Vorderfüße des armen Tieres gefangen halten und die Milch aussaugen. Kommt dann die Ziege ohne Milch nach Hause, so ist natürlich die Eidechse schuld daran. Aber am nächsten Morgen wird sie von der erzürnten Bäuerin gesucht, erschlagen und gebraten. Rechts und links des Nils erblickt man schöne Palmenhaine, und die Palmenkronen schwingen sich majestätisch in die tropenblaue Luft.

Auch die Dumpalme mit den schönen Fächerblättern kommt hier in größerer Zahl vor. An einigen Stellen gibt es deren sogar mehr als Dattelpalmen.

Derjenige, welcher sich um die Altertümer interessiert, findet hier das Schönste, was er sich nur einbilden kann. Wer hat nicht schon von den Prachtstempeln gelesen, welche im Niltale noch zu schauen sind. Karnak, Esnek und Luxor wetteiferten in Glanz und Pracht, als Aegypten in seiner schönsten Blüte war.

Je mehr wir uns nun nach Süden bewegen, desto geringer wird die Nilschiffahrt. Die große und reichste Provinz Aegyptens, Assiout, ist schon lange hinter uns. Während des Tages begegnet man nur vereinzelt Seglern und Dahabias aus dem Süden, meistens mit Gummi beladen. Auch sieht man hin und wieder einen Pelikan, der sich von den Wassern gleichgültig dahin tragen läßt, ohne sich um die rauschenden Räder unseres Dampfers viel zu bekümmern. Das Niltal, welches oft zehn bis zwanzig Kilometer breit ist, wird enger, je mehr wir uns dem ersten Wasserfalle nähern; dagegen scheint der Nil selbst an Breite zu gewinnen.

Am fünften Tag unserer Reise erreichten wir Assuan, am rechten Nilufer gelegen. Dieser Ort ist auf felsiges, abschüssiges Terrain hingebaut und hat zur Unterlage den bekannten Assuan-Granit, aus welchem Tempel und Obeliskten hergestellt wurden. Während des Sommers ist die Hitze hier fast unerträglich. Dies rührt wohl daher, daß die ganze Umgebung sehr wenig ertragfähiges Ackerland bietet, und obschon der Nil die heiße Luft etwas abkühlt, genügt doch der Strom allein nicht, das Klima erträglicher zu machen. Da auch hier kaum einmal Regen fällt, so muß alles Wasser zur Bewässerung der Gärten und des Kulturlandes von Hand aus dem Nil geschöpft werden, oder aber es wird mit Schöpfapparaten, von Kühen und Ochsen getrieben, in die Kanäle geleitet. Die eingedämmten Gartenbeete werden jeden Tag einmal mit Wasser übergossen, wobei die Saat bei der außerordentlichen Wärme des Bodens und der Luft bald hervorsprießt.

Assuan wird während der Winterszeit von vielen Touristen besucht; die nahe gelegene Insel Philae hat prächtige alte Bauten; auch in Assuan gibt es mit Hieroglyphen beschriebene Tempel. Fast überall, wo sich eine glatte Felswand zeigte, wurde sie überschrieben, oder Gottheiten darein gemeißelt. Die Gebäude von Assuan sind meistens aus gebrannten oder an der Sonne getrockneten Back-

steinen aufgeführt. Fast jedes Haus trägt eine über der Türe angebrachte oder in dieselbe geschnittene Inschrift. So findet man z. B. folgenden Spruch: „Ma scha Alla, la qua ellä billa. — Nur durch Gotteswillen bekommt der Mensch seine Stärke.“ Auch auf dem Begräbnisplatz findet man auf Gräbern viele solcher Inschriften in Sandstein gemeißelt. — Geht man durch den Bazar, so begegnet man ganz wunderlichen Gestalten; es sind die Wüstenbewohner Bischarin¹⁾, welche zwischen dem Niltal und dem Roten Meere ihre Zelte aufschlagen. Diese merkwürdigen, kaffeebraunen Söhne der Wüste haben beim ersten Anblick ein teuflisches Aussehen, sind aber, wie ich nachher vernahm, recht ehrliche Leute. Ihre langen, mit Sorgfalt gekräuselten Haare fallen bis in den Nacken, und auf der Mitte des Kopfes steht ein dicker Büschel aufrecht. Diese wollige Frisur schützt sie gegen die heiße Sonne, obschon sie immer ohne irgendwelche Kopfbedeckung umhergehen. Die Bischarin kamen aus ihren fernen Weideplätzen, um hier etwas Handel zu treiben. Die bedeutendsten Handelsartikel, die sie nach Assuan bringen, sind Kamele und die in den europäischen Handel kommende Wüstenpflanze *Sena meki* d. i. *Senna* von Mekka (*Cassia obovata* collad).²⁾

Oberhalb Assuan braust Vater Nil zum letztenmal zwischen hohen Felsen hindurch. Dieses ist der erste Wasserfall. Obschon der Nil sich nicht wie z. B. der Rhein oder der Niagara über hohe Felsen hinunterstürzt, sondern sich nur zwischen mächtigen Steinblöcken durchwindet, so nennt man zwar ohne Grund diese Strömung Wasserfall. Die Schifffahrt hört hier gänzlich auf, da es höchst gefährlich ist, zwischen den Felsen durchzukommen. Zur Zeit der Ueberschwemmung soll es möglich sein, von Chartum bis Kairo über alle Wasserfälle hinunter zu fahren. Es ist wohl möglich, daß, wenn der Nil um einige Meter steigt, alle sichtbaren Felsen im Wasser verschwinden; aber es ist immerhin ein Gewagtes, eine solche Fahrt zu unternehmen, trotzdem dadurch die Schifffahrt erleichtert wird; bemerkte ich doch beim fünften Wasserfall gescheiterte Barken im Sande. Schon seit einigen Jahren wurde eine Eisenbahn gebaut, um die oberhalb des Falles ausgeladenen Barken bis unterhalb der gefährlichen Strömung zu befördern.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Assuan schiffte ich mich oberhalb des ersten Wasserfalles in eine gemietete Nilbarke ein, die

¹⁾ Die Bischarin zerfallen in verschiedene z. T. feindliche Gruppen.

²⁾ Sie gilt als heilig.

mit einem kleinen Segel versehen war, um mich weiter nach Süden befördern zu lassen. In hastiger Weise werden einige Matten dachförmig über den hintern Teil des Schiffes gespannt, um für den Reisenden ein schattiges Plätzchen zu gewinnen. Die Matrosen sind gebräunte, an die Sonne gewöhnte Leute und kümmern sich wenig um den Schatten. Im Gegenteil ziehen sie es vor, auf dem Schiffsrande zu hocken, um sich mit nacktem Rücken an der Sonne zu braten.

Hier ist das Flußtal bloß zwei bis drei Kilometer breit und nur wenig ackerbaufähiges Land bleibt der armen Bevölkerung übrig. Spärlich ernähren sich die Bewohner von der mit größter Mühe erzeugten Durra (*Sorghum vulgare*), welche auch mit dem deutschen Namen Sirch bezeichnet wird. Viele Gemüsearten werden angebaut, wobei besonders verschiedene Bohnenarten zu erwähnen sind. Während eines großen Theiles des Jahres ernährt sich die Bevölkerung aber von Datteln.

Die Nilufer sind von einem Kranz grüner Gräser und Gemüsearten eingefaßt, hinter welchen schöne Palmen sich stolz vom Wind wiegen lassen. Armselige, aus Lehm aufgebaute Hütten erheben sich in Gruppen von zehn bis fünfzehn zusammen, welche ein Dorf bilden. Die Bevölkerung, obschon oft von Hunger geplagt, ist freigebig und lebenswürdig, und auch der ganz Arme findet immer eine offene Hand.

Nach zweitägiger Nilfahrt bei außerordentlich günstigem Wind erreichte ich bei Korosko den Eingang zur Karawanenstraße nach dem Sudan.

Ueber achtzig Dörfer verzeichnete ich in meinem Tagebuch vom ersten Wasserfall bis Korosko. Es scheint, daß diese nur halb bekannten Regionen, obschon unfruchtbar, doch sehr stark bevölkert sind. Da das Land kaum im Stande ist, seine Bewohner zu ernähren, so wandert die männliche Bevölkerung aus, um als Viehhüter oder Diener in den größern Städten von Unter-Aegypten sich eine Existenz zu suchen und um nach einiger Zeit mit etwas Erspartem in ihr Vaterland zurückzukehren.

Das Dorf Korosko liegt kaum einen Büchschuß vom Nil entfernt, am Fuße der Hügelkette, welche ununterbrochen am rechten Nilufer dahinzieht. Die Häuser sind aus grauen und rötlichen Sandsteinen gebaut; aber auch viele bestehen nur aus Lehm. Fenster gibt es keine; alles Licht kommt von oben, und um so leichter kann

das Licht der Sonne durchdringen, als die meisten Wohnungen mit aus Palmblättern (Rispen) und *Halfagras*¹⁾ (*Lygeum spartum*) verfertigten Matten bedeckt sind. In vielen Wohnungen bemalt man ein ziemlich gut gedecktes Gemach, welches gegen Norden offen ist und große Aehnlichkeit mit einer Veranda hat. Das Innere der Häuser ist sehr einfach und entspricht dem Stande der Bewohner. Gewöhnlich ist ein eigenes Gemach für die Frauen hergerichtet, wo sie zu sitzen pflegen und ihre häusliche Arbeit verrichten. Andere Gemächer zur Unterkunft des Gesindes sind auch vorhanden. Das Getreide wird meistens in aus Lehm verfertigten, mächtigen, roh gearbeiteten, länglichrunden Gefäßen verwahrt. Ueber der Türe der Häuser ist gewöhnlich ein bemalter Teller in Lehm eingedrückt zur Abwendung des bösen Blickes. Die Bewohner Koroskos, deren etwa 1300 sein mögen, sind, wie alle andern vom ersten Wasserfall bis hieher Berber und sprechen diese Sprache, verstehen aber mit wenig Ausnahmen auch arabisch. Ihr Körper ist schlank und von mittlerer Größe. Knaben von 17 Jahren haben sehr angenehme Gesichtszüge. Die Frauen sind nicht gerade reizend, obschon ihr Haar recht sorgfältig geflochten ist und in vielen kleinen Zöpfchen, wohl fünfzig an der Zahl oder mehr, bis auf die Schultern hängt. Junge Mädchen haben oft recht schöne, etwas breite Gesichter. Alle Weiber tragen Talismane in Form von Ledertäschchen, in welchen Sprüche, von Heiligen geschrieben, sorgfältig aufbewahrt werden. Diese Ledertäschchen werden um den Hals und an den Armen getragen und sollen gegen Krankheiten und böse Geister schützen. Die Tropentöchter dieser heiligen Ufer gehen barfuß; sie lieben ihren Geburtsort über alles, und die Stätte, wo sie auferzogen wurden, ist ihnen teuer. Ich fragte ein altes Mütterchen, ob es sich nicht nach einem bequemerem Leben sehne; es antwortete verneinend.

Die Koroskaner säen Durra und den aus dem Süden eingeführten Duhn (Sudanhalfa, *Penincillaria*), Mais und Saubohnen. In den Gärten findet man verschiedene Arten von Bohnen, z. B. eine schwarze und weiße Bohne, welche ohne Zweifel aus dem

¹⁾ Der Export des *Halfagrases* hat in neuerer Zeit große Dimensionen angenommen. Aus Algier wird es nach Europa geschickt und zur Papierfabrikation verwendet. — Es ist aber eine Frage, ob das hiesige *Halfagras* mit dem in Algier gefundenen identisch ist, da viele Gräser von den Eingebornen mit dem Namen *Halfa* bezeichnet werden. Das hier Gefundene ist sehr zähe und wird selbst zu Stricken verwendet.

Süden eingeführt wurden. Dann gibt es eine Art Rettiche (*Routa chalepensis*), aus welcher Gemüsepflanze eine gute Suppe oder vielmehr ein Brei (Tabich) bereitet wird. Charua = Ricino (*Ricinus communis*) wird angepflanzt; kommt aber auch verwildert vor. Die Frauen verwenden dieses Oel, welches aus dem Samen der Pflanze gewonnen wird, zum Einölen der Haare und des Oberkörpers.

An den Ufern des Niles wachsen die Sunta, vielleicht Tihlakazia und der Giftstrauch Aschâr (*Calotropis procera*). In früheren Jahren benutzten die Unter-Aegypter den weißen, milchigen Saft dieser Pflanze, indem sie davon ins Auge träufelten, um es zu verderben und um sich durch diese Bosheit dem Militärdienste zu entziehen. Die aufgeblasenen Früchte dieser Pflanze stellen bekanntlich bei Jericho die Sodomsäpfel dar. Auch fand ich den durch seine Vergiftungserscheinungen hier allgemein bekannten „Schadschara es-Sakrân“, das ist der berauschende Baum (*Muticus*). An anderen Orten, wie z. B. in der Provinz Fayum werden die Blätter dieser Pflanze wie Cigaretten geraucht. Das soll für Brustleidende sehr wirksam sein. Der Genuß des Samens wirkt betäubend, weshalb die Pflanze ohne Zweifel der berauschende Baum genannt wird.

Obschon öfters erwähnt wurde, daß die Bewohner der Oase Siua (Oase des Jupiter-Ammon) berberischen Ursprungs seien, so war es mir unmöglich, nur einzelne gleichausgesprochene Worte zu finden, welche mit dem siuanischen Dialekte einigermaßen Ähnlichkeit hätten. Auffallend ist es immerhin, daß die Gräber in Assuan auf dieselbe Weise geschmückt sind, wie diejenigen der Siuaner, obschon die letztern keine Inschriften einzumeißeln verstehen.

Da es in K o r o s k o an ordentlichen Häusern fehlt, so war ich genötigt, bei einem dortigen Schnapsverkäufer, namens Raschid Effendi, Quartier zu nehmen. Der alte Raschid war einst ein wohlhabender Kaufmann; aber das irdische Glück hatte ihn schon seit langer Zeit verlassen. Aus Halfagras und Palmblättern verfertigte er eine elende Hütte am Strande. In dieser Hütte, sagten mir die Bewohner von Korosko, werde ich eine väterliche Beschützung finden. Raschid, der kein Künstler in der Architektur war, richtete sein „goldenes Wohnhaus“, wie er es nannte, in einem Tage auf. Eine Türe aus krummen Baumästen, mit einer Matte belegt, war da; aber das Schloß fehlte. Da hatte ich jeden Abend das Vergnügen, die Türe mit einem Stricke festzubinden, ehe ich mich zur Ruhe be-

geben konnte. Der alte Raschid ist, wie man zu sagen pflegt, eine ehrliche Haut; aber er will seine alten Tage in der Trunksucht schließen, und gegen diese Leidenschaft gibt es keine Arznei. Scherzend meinte er, daß er einen Skorpion im Magen hätte, und diesen durch Alkohol konservieren müsse. Jeden Abend erzählte mir dieser vielgeprüfte Mann seine glücklicheren vergangenen Tage, und jedesmal rann eine Träne aus des Alten Augen — aber zu spät. — „Die schönen Tage sind vorbei und kehren nimmer wieder!“ meinte er. Mein einziges Vergnügen bis ans Ende ist, gewissenhaft zu wandeln und meinen Skorpion zu konservieren.

Nachdem ich mich einige Tage in Korosko aufgehalten und alle Vorbereitungen getroffen waren, die Wüstenreise bis B e r b e r anzutreten, verließ ich auch die goldene Hütte am Strande und schlief die erste Nacht in der Wüste unter freiem Himmel. — Gibt es etwas Schöneres, als eine Nacht in der Wüste zu schlafen? Welch angenehmer Ort, unter den leuchtenden Sternen zu träumen! Welch erhabene, reine, süße Stille umgibt dich, wo du fern ab von bösen Menschen, dich deinen Gedanken hingeben kannst! Hier in dieser Einsamkeit — dem Orte der ewigen Stille — bewunderst du mit Ehrfurcht den unendlichen Bau der Schöpfung. Leise säuseln die Nachtwinde um dein offenes Lager, und der etwas spät aufsteigende Mond umleuchtet dich mit seinem Glanze. — Der Morgen naht. — Die Sonne mit jungfräulicher Anmut und Schönheit erscheint über dem Horizonte und mahnt uns zum Aufbruch. Man reibt sich die Augen aus, genießt ein hastiges Morgenessen, das gewöhnlich in fünf Minuten abgetan ist, belastet die Kamele, und unter Anrufung des Abd-el-Kader, des Wüstenheiligen und Schutzpatrones der Kameltreiber, geht es weiter unserem Ziele zu.

Je mehr wir uns vom Niltale entfernen, desto öder wird die Wüste. Rechts und links der Karawanenstraße erheben sich, wohl nicht über hundert Meter hohe, unzählige, von aller Vegetation entblößte Wüstenberge, welche man gewöhnlich Z e u g e n heißt. Eine geregelte Fortsetzung von Hügelketten gibt es nicht, nur haben fast alle Zeugen eine gleichmäßige Höhe. Schon am ersten Tag unserer Reise fanden wir die Früchte des Handels *Colocynthis*¹⁾ oder Trochisci Alhandal zu tausenden umherliegen. Die Früchte dieser schleichen Wüstenpflanze, welche ungefähr die Größe einer Strumpfkugel erreichen, enthalten viele bittere Kerne, aus welchen die Ein-

¹⁾ Ein Kürbisgewächs.

geborenen ein Oel bereiten und damit die offenen Wunden der Kamele heilen. Auch einer einzelstehenden Saiâl-Akazia begegneten wir. Dieser dornige Baum kommt aber erst später in größerer Anzahl vor. Die Kamele fressen die Zweige davon ab und zermalmen sie unter den eisernen Zähnen, aus welchen ihr Gebiß zusammengesetzt ist.

Am dritten Tage unserer Reise wurden wir von einem heftigen Samum¹⁾ so belästigt, daß die meisten, welche zur Karawane gehörten, eine Augentzündung bekamen. Ich heilte meine Gefährten mit Zinkvitriol im Wasser aufgelöst. Sie waren bald davon befreit; aber mich selbst schien die unangenehme und schmerzliche Entzündung nicht verlassen zu wollen.

Hier sind wir nun inmitten einer fast vegetationslosen Wüste, über uns der blaue Himmel mit der sengenden Sonne, und um uns nichts, als diese wüste Erde, spärlich, fast gar nicht bewachsen. — So ziehen wir drei Tage lang dahin, ohne daß sich die Einöde in ihrem grauenvollen Sein etwas geändert hätte. Wohl begegnen wir hie und da einer kümmerlichen Akazie; aber das von der Sonne geblendete Auge schmachtet nach grünen Fluren, welche wir wohl, ehe acht lange Tage zerronnen sind, nicht erreichen werden.

Am vierten Tag unserer Wüstenreise erreichten wir die Karawanenstadt Murrat,²⁾ fast auf der Hälfte des Weges bis Abu-Hammed, wo man wieder mit dem Nil zusammentrifft. In Murrat gibt es einige Brunnen, welche ungefähr zwei bis vier Meter tief in den Sand gegraben sind. Hier füllen die Leute der vielen Karawanen, welche vorbeiziehen, die Schläuche und tränken ihre Kamele. Da ich zuvor wußte, daß das Wasser in Murrat einen ganz unangenehmen Geschmack enthielt, so nahm ich Wasser in zwei großen Schläuchen mit, um von dem bitteren in Murrat nicht trinken zu müssen. Ich war also für acht Tage mit Wasser genügend versehen. Die Station Murrat mit einigen Hütten bietet nichts Interessantes. Die Karawanen bleiben hier gewöhnlich nur eine Nacht, und die fröhlichen, jungen Kameltreiber lassen ihre Lieder bis spät in die Nacht hinein erschallen.

Meine Augen, obschon ich fleißig Tag für Tag Zinkwasser hineingieß, waren blutigrot und schmerzten mich sehr; dessen ungeachtet

¹⁾ Samum kommt vom arabischen Worte Simm, Gift. Samum heißt also der Giftige, bezw. der giftige Wind.

²⁾ Murrat kommt vom arabischen Eigenschaftswort: bitter.

war an einen längeren Halt nicht zu denken. Am fünften Tag unserer Reise, morgens in aller Frühe, verließen wir Murrat. Bald durchwanderten wir felsiges, mit kleinen Kalksteinen belegtes Terrain; bald lag ein mächtiges Sandfeld vor uns, welches wir nur mit großer Mühe durchliefen; oder aber ein mächtiger Zeuge versperrte den Weg, wobei wir ihn umgehen mußten, um wieder auf die eigentliche Straße zu gelangen, deren Spuren an einigen Stellen vom Winde verweht waren. Aber nur selten verliert der Chabir (Führer) den Weg; alle Zeichen, wie Felsen, Brunnen, Kamelsgerippe sind ihm bekannt.

Meine Augenentzündung verschlimmert sich von Tag zu Tag; wohl drei Tage saß ich auf meinem Kamel, ohne auch nur dreißig Meter weit um mich blicken zu können. Durch die heiße Mittagssonne gebildet, steigerte sich die schmerzende Entzündung mehr und mehr. Den Kopf wickelte ich in eine leichte Decke ein, um die Augen vor Sonne und Samum zu schützen. Jeden Morgen waren sie fast zugekittet, und nur durch Ueberschläge gelang es mir, dieselben wieder für eine Zeitlang zu öffnen. Es ist mir unmöglich, hier die Wüste näher zu beschreiben, nur hörte ich die Kameltreiber oft sagen, daß rechts einige Dumpalmen auftauchten. — Während der Mittagszeit schien die Sonne sehr heiß, wie ein geheizter Kachelofen. Die heroische Ausdauer der Kameltreiber ist unbeschreiblich. Acht Tage lang bei schlechter Nahrung gehen sie bei glühendster Sonne, dazu noch Durst leidend, hinter ihren Kamelen zu Fuß, dieselben antreibend, sie entladend und beladend. Nur die Wüstenbewohner sind solcher Strapazen fähig. —

Endlich am achten Tag unserer Reise durch die Wüste erreichten wir A b u - H a m m e d nach Sonnenaufgang, und Vater Nil war wieder da. Man kann sich denken, welche Freude der geplagte Wüstenreisende empfindet, wenn er sein Ziel erreicht hat und sich die nötige Ruhe gönnen kann. Der Silberstrom mit seinen grünen Ufern liegt vor ihm, und schöner glänzen die leichten Wellen, berauscht von den Strahlen der Tropensonne. Ein „Fatha“ dem Schutzpatron Abd-el-Kader, und alle, die zur Karawane gehören, beten im Stillen für den verewigten Wüstenpatriarchen.

Bald fand ich eine Kammer, welche geschwind gereinigt wurde, da sie vorher eine Ziegenherde beherbergt und doch dafür geschaffen war, meinen Augen gut zu tun, weil darin fast völlige Dunkelheit

herrschte, und ich nicht fürchten mußte, vom Sonnenlicht geblendet zu werden. In zwei Tagen schon ließen die Schmerzen nach, und am dritten konnte ich mir schon das kleine Dorf Abu-Hammed ansehen.

Abu-Hammed, auf dem rechten Nilufer gelegen, hat ungefähr 400 Einwohner. Die vielen Karawanen, die zur Winterszeit durch die Wüste nach Korosko reisen, sammeln sich hier. Da sieht man Herden von 100 bis 300 Kamelen, die bereit sind, mit zahlreichem Gefolge den Wüstenweg anzutreten. Selbst Hornvieh in zahlreichen Herden kommt hier durch, um in Unter-Aegypten zu hohem Preis verkauft zu werden. Der Handel mit Kamelen und Vieh wird mit bestem Erfolg betrieben. Eine Kuh, welche hier sechzig Franken kosten würde, ist in Unter-Aegypten das Vierfache wert und dergleichen auch die Kamele.

In der Nähe von Abu-Hammed ist die grüne Insel im Nil, *Mugrat*, wo die *Krokodiljäger* ergiebige Beute finden. Wie ein Fuchs schleicht sich der Jäger bis auf Schußweite in die Nähe des Ungeheuers und sendet ihm das tötliche Blei entgegen. Selten verteidigt sich das Krokodil, wenn es angegriffen wird. Aber es lauert auf einer Sandbank, oder auf einem vom Wasser umspülten Felsen auf seine Beute. Weidet ein Kamel in der Nähe des Ufers, so schwingt es sich vermöge seines starken Schwanzes mit Blitzesschnelle seiner Beute entgegen und reißt sie unbarmherzig in die Fluten des Niles, um dort die stille Mahlzeit fortzusetzen. Kühe, Schafe und Ziegen verschont es nicht, und die letztern sind ihm ein besonderer Leckerbissen. Selbst Menschen, welche über den Fluß schwimmen, erhascht das Krokodil mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit. Die Eingebornen, welche oft genötigt sind, das eine oder andere Ufer schwimmend zu erreichen, sind in beständiger Furcht, angegriffen zu werden. Wird der Unglückliche erfaßt von einem Krokodil, so ist er unrettbar verloren; gelingt es aber dem Schwimmenden, dem Tier ein Auge auszureißen, so ist er gerettet, und das Tier verschwindet sofort in der Tiefe. Gewöhnlich legt das Krokodil dreißig bis sechzig Eier, welche es auf sandiger Erde am Strande ausbrütet. Das Fleisch wird gegessen und gilt als sehr schmackhaft. Unter dem Kopfe hat es zwei Drüsen, welche abgeschnitten, im Wasser gekocht und nachher an der trockenen Luft gedörret werden. Sie sind wegen ihres angenehmen Geruches sehr teuer. Die Haut, oder vielmehr der schuppige Panzer, wird zu Messerscheiden verwendet. Wird ein Krokodil getötet, so schneidet

man ihm den Kopf ab und pflanzt denselben mit aufgespanntem Rachen als Trophäe über der Türe des Hauses auf.

Das Nilpferd kommt hier auch schon in größerer Anzahl vor, und weil es während der Nacht in den Pflanzungen erheblich Schaden anrichtet, so wird es eifrig verfolgt. Da aber nur wenig Eingeborne Waffen besitzen, so zünden sie des Nachts in der Nähe des Ufers ein Feuer an, um das gefräßige Flußtier mit diesem einfachen Mittel abzutreiben. Die Jungen lassen sich leicht einfangen und zähmen. Aus der zähen Haut der Nilpferde werden Gurbatsche (Peitschen) verfertigt. Diese Peitschen werden zu hohen Preisen verkauft, weshalb auch die Haut einen hohen Preis erlangt.

Abu-Hammed wimmelt von wilden Tauben, welche in Scharen von hundert oder mehr sich in der Wüste und auf der nahen Insel Mugrat aufhalten. Auch die viel kleineren Turteltauben schwirren umher und lassen ihr Girren hören. Selbst Sperlinge zwitschern in den Palmgebüsch und auf den Häusern. Der Asgeier schleicht hier spähend um die Wohnungen herum, um etwa eine tote Katze oder die frische Leiche eines Kamels zu entdecken. Auch der Falke¹⁾ kreist in den Lüften und spät nach seiner Beute; mit erstaunlicher Behendigkeit schließt er seine Flügel, schießt wie ein Pfeil aus ansehnlicher Höhe und nimmt im Fluge, was die Hausfrau vor die Türe wirft. Jeden Morgen verschaffte ich mir ein halbes Dutzend Tauben, die ihres zarten Fleisches wegen sehr geschätzt sind. Sie werden nur selten von den Einwohnern geschossen.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt und nachdem meine Augenentzündung vollständig verschwunden war, wurden die Kamele noch einmal gesattelt, und wiederum ging es in die Wüste hinaus. Aber es ist nicht mehr die vegetationslose Wüste, und obschon die Flora zur gegenwärtigen Jahreszeit nicht mehr in Blüte ist, so ist es doch angenehmer zu reisen, wenn man hie und da eine grüne Wiese, einen grünen Baum oder bestelltes Feld erblickt, als dort zu sein, wo der Wanderer tagelang nur Sand und kahles Felsgestein um sich hat.

Die Karawanenstraße geht nun in unmittelbarer Nähe des Niles vorbei; es ist unnötig, uns mit viel Wasser zu versehen, ein

¹⁾ In Tripolitanien wird diese Falkenart von den Arabern zum Jagen benutzt. In Aegypten wird seit langer Zeit diese Jagdmethode nicht mehr betrieben; obschon man in Büchern liest, daß die Edeln dieses Landes sich mit Falkenjagd abgeben.

viertel Schlauch genügt, wir haben ja den mächtigen Strom immer zur Rechten.

Langsam ziehen wir dahin, und gegen Mittag, wenn die Sonne am höchsten war, suchte man ein schattiges Plätzchen unter einer Dumpalme, um etwas auszuruhen. Es ist angenehm, im Schatten der Palmen am Götterfluß zu schlummern. Bunte Vögel schwirren in den blühenden Akazien umher. So glücklich sind diese schön gefiederten Wesen der Tropenerde. Klein, so winzig wie ein Daumen; sie schießen wie Pfeile zwischen den Aesten hindurch. Ihr Kleid ist scharlachrot, andere sind mit glänzend grünen Federn bedeckt; sie alle zwitschern in unbekannter Sprache. Ausgestreckt auf einer Matte betrachtete ich lange das Winterbild dieser Landschaft. Es ist schön, anmutig und originell; aber der Reiz verliert viel; denn in der Nähe, auf einem grünen Inselchen, kommt eben ein mächtiges Krokodil zum Vorschein. Wie es dahin kriecht, vorsichtig, schlau und aufmerksam. Der weite Rachen öffnet sich von Zeit zu Zeit, und die Mittagssonne scheint dem grauenhaften Reptil recht wohl zu tun. Wie wir Wanderer die Mittagsruhe im Schatten zu genießen suchen, glaubt das Krokodil im Gegenteil die seinige in der heißen Sonne suchen zu müssen. Bald hatte ich meine Flinte an den Schultern; aber schon war es im Wasser verschwunden, und ich kam zu spät, ihm eine Kugel nachzusenden.

Die Dattelpalme ist in dieser Gegend von der Dumpalme fast ganz verdrängt. Die letztere wächst wild an beiden Ufern des Niles. Das Holz der Dumpalme wird zum Bauen der Häuser verwendet, währenddem die zähen Blätter zu Stricken gedreht werden. Die faustgroße, harte Frucht wird von den Bewohnern mit Vorliebe gegessen, und doch bemerkte ich viele Früchte überreif, entweder noch am Baume, oder aber auf der Erde umherliegen.

Die Bevölkerung, welche längs des Niles wohnt, treibt etwas Ackerbau und Viehzucht; meistens werden nur Schafe und Ziegen gehalten. Die ersteren sind mit einem Fettschwanz versehen. Die Wolle wird von den Weibern gesponnen und ein dünnes Tuch daraus gewoben. Die Ziegen, welche sich hier etwas spärlich ernähren, sind klein; doch ist die Milch beider Haustiere, des Schafes und der Ziege, sehr gut; aber für den Europäer nicht zu empfehlen. Es wird auch Käse daraus bereitet.

Hin und wieder begegnet man dem Araberstamme der Bisharin, welche wegen Mangel an Gewehren Lanzen tragen;

oder aber die großen zweihändigen Schwerter, welche in Deutschland verfertigt werden. Diese Araber, mit welchen wir schon vorher in Assuan Bekanntschaft gemacht haben, leben nicht in Tuchzelten, wie man sie sonst bei den Arabern findet, die das nördliche Afrika bewohnen. Ihr Zelt ist vielmehr eine Hütte. Lange Baumäste werden einander gegenüber in abgemessenen Entfernungen in die Erde gesteckt und oben bogenförmig zusammengebunden. Dieses Gerippe, aus Aesten hergestellt, gleicht einem alten Postwagen, oder einem mächtigen, auseinander gelegten halben Fasse. Ist nun das Gerippe mit Matten überdeckt, so findet der Araber darunter Schutz gegen Regen und Wind. Obschon die meisten Nomadenvölker auf der Erde schlafen, zieht es der Bishari-Araber vor, auf einem etwa zwanzig Zentimeter erhöhten Fußboden, aus zusammengebundenen Palmenästen verfertigt, zu schlafen. Das Innere der Hütte ist sehr einfach; man bemerkt einige Trinkgefäße, Kochgeschirr, Decken und den nie fehlenden hölzernen Reitsattel für Kamele. Diese Nomaden halten die besten Kamele, und es wird behauptet, daß ihre Hadschan¹⁾ im Schnellaufe Pferde einholen.

Fast jeden Abend erreichten wir kleine Dörfer; aber kaum konnten uns die Bewohner etwas übrige Milch verabreichen, so arm waren sie. Doch je mehr wir uns Berber näherten, desto wohlhabender erschienen mir die Leute und desto wohlfeiler wurden die Lebensmittel. Nach einer sechstägigen Wüstenreise von Abu-Hammed erreichten wir *B e r b e r*, die erste Stadt im ägyptischen Sudan.

Berber oder El-Muchêreff ist der Hauptort von Mittel-Nubien mit 30,000, nach Henglin 1864 nur 8,000 Einwohnern, einer Muderin (Provinz Berber). Die Einwohner benannten Berber mit ihrem Lieblingsnamen El-Muchêreff, dem Namen einer Königin, welche einst Herrscherin in dieser Stadt war. Auch wird sie mit dem Namen Sete-el-balad (Statthalterin) bezeichnet. Sobald man in die Stadt eintritt, fällt die überlegene Zahl des schwarzen Elementes auf. Wohl zwei Drittel der Bevölkerung sind Schwarze, Sklaven und Sklavinnen. Das Interessanteste ist der große Markt, welcher mitten durch die Stadt zu beiden Seiten der Hauptstraße abgehalten wird. Hier findet man europäische Waren, ein Calico von verschiedenen Preisen, Tuchwaren, Messern, Spiegeln, Parfümerien, Nägeln, Lanzen und in Europa geschmolzenes, unverarbeitetes Eisen etc. Händler bieten Zerriebenes und Zerhacktes feil, um daraus die hundert Wohl-

¹⁾ Hadschan ist ein sehr gutes Kamel, ein Schnellläufer.

gerüche zu bereiten, mit denen sich die sudanesischen Frauen bestreichen und beräuchern. Am Nil geht es lebhaft zu. Sklavinnen, dürftig gekleidet, schöpfen Wasser, oder halten Wäsche, wobei sich die Armen der wohlfeilsten Seife bedienen, nämlich: des Nilschlammes. Schiffe, mit Gummi beladen, kommen angefahren, um die kostbare Fracht ans Land zu schaffen. Die noch kostbareren Straußenfedern hält man wie ein Heiligtum im untersten Schiffsraum verborgen, bis zum letzten Momente, da die Gelegenheit günstig ist, sie in die Stadt zu schaffen. Ein reicher, sudanesischer Kaufmann mit schwachem Vollbarte und fliegendem Gewande prüft am nahen Ufer seine Schätze und zählt im Geheimen die Prozente, welche ihm die und die Schiffladung bringen werde. Diese schwarzen Herren sind recht fröhlich, und ehe ich mich recht umgesehen, so bin ich schon eingeladen, mit Mohammed Chalife zu Tische zu sitzen, sei es, um mich auszukundschaften, oder aber mir seine seidenen Polsterkissen und die goldenen Armspangen seiner Frauen zu zeigen. Die Mahlzeit läßt nichts zu wünschen übrig, und mein Magen, der durch die lange Wüstenreise hie und da etwas zu kurz gekommen, konnte sich am wohlbeladenen und bedeckten Tische des schwarzen Gastgebers vollauf sättigen.

Das Klima von Berber soll nach Aussage der Bewohner gesünder sein, als dasjenige von Chartum; doch um sich gegen die Fieberanfälle zu schützen, haben die Berberiner ein sonderbares Arzneimittel, indem sie jeden Morgen eine kleine Tasse flüssiger Butter trinken.

In der Nähe der Stadt gibt es einige größere Gärten, wo die Dattelpalmen, Orangen, Zitronen und andere südliche Bäume gedeihen. Verschiedene Gemüsearten, wie Zwiebeln, Knoblauch, Bamia, roter Pfeffer, arabisch: Filfil ahmar etc. werden gesät. Die Baumwolle wird auch angepflanzt und von den Weibern zum eigenen Hausbedarf oder Verkauf verwendet. Die Myrte (*Myrtus communis*) erfüllt mit ihrem Wohlgeruch die grünen Gärten. Aber über diese Pflanzenwelt scheint eine sengende Sonne, und wenn Bäume und Pflanzen nicht immer bewässert werden, welken sie nach einiger Zeit dahin.

Ich hielt mich nur einige Tage in Berber auf, um bald möglichst Chartum zu erreichen. Da es vorteilhafter ist, zu Wasser als zu Land zu reisen, so wählte ich auch die erstere Route. Bald fand ich eine Nilbarke, welche im Stande war, fünfzig oder mehr Personen

aufzunehmen. Vom besten Winde begünstigt, segelten wir auf unserm Schiffe, welches zudem ein Zweimaster war, nilaufwärts und legten selbigen Tages noch eine beträchtliche Strecke zurück. Den nächsten Tag erreichten wir ein Marktdorf, wo noch einige nötige Lebensmittel angeschafft wurden. Man war hier gerade damit beschäftigt, ein soeben getötetes großes Krokodil abzuhäuten. Das Fleisch wurde um hohen Preis an die Einwohner verkauft und die Drüsen um einige Taler versteigert.

Wir segelten unter günstigem Winde weiter, die nächste Nacht hindurch. Während derselben fuhren wir verschiedene Male auf Sandbänke auf, wobei auch der tiefste Schläfer durch den gewaltigen Stoß aufgeweckt wurde. Gegen Morgen jedoch mußten wir die Fahrt einstellen, da der Wind mit solcher Gewalt daherbrauste, daß wir fürchteten, an Felsen geschleudert zu werden, welche sich an gefährlichen Flußströmungen beinahe auf Wasserniveau befinden. Erst den anderen Morgen konnten wir die Weiterreise wieder antreten; aber der Wind war nun so ungünstig, so daß wir an den drei folgenden Tagen nur wenige Stunden vorwärts kamen. Sobald der Wind nicht genügte, unsere Barke vorwärts zu bewegen, legten wir am nahen Ufer an, um günstigere Zeiten abzuwarten. In müßigen Stunden hatte ich Zeit, mich ans Land zu begeben, und mein Herbarium vermehrte sich mit jedem Tag. Die Matrosen, zehn rabenschwarze Gesellen, tanzten am Ufer ihre heimatlichen Tänze, oder warfen ihre Lanzen mit seltenem Geschick, zur Freude der Zuschauer. Da muß man sich selbst überzeugen, mit welcher Graziösität und Genauigkeit der Schwarze seine Lanze durch die Lüfte schwirren läßt. Seine Waffe ist ihm das teuerste Kleinod auf Erden.

Je weiter wir gegen Süden ziehen, desto anziehender werden die Ufer des Niles und desto üppiger entfaltet sich die tropische Vegetation. Die vielen kleinen Inseln mitten im Nile sind mit Schlingpflanzen überwachsen, so daß es fast unmöglich ist, hindurchzukommen. Selbst größere Bäume sind mit diesen Pflanzen bis über den Wipfel hinaus belastet und drohen unter der drückenden Last zu fallen. Die Krokodile werden zahlreicher, und die Nilpferde sieht man schnaubend sich im Wasser und Schlamme wälzen. Beladene Schiffe kommen uns entgegen, bei welcher Gelegenheit wir gegenseitig Grüße wechseln. Die Matrosen werden fröhlicher beim

Anblick der ihnen bekannten Schiffe und Kameraden und rufen den flußabwärts Treibenden unter schallendem Gelächter zu:

Bire hô hô
Bire hô hô
Mißl el-dahabia
Min dschider el limun.
Rudert kräftig ihr Gesellen
Schaut die Segel — sie nicht schwellen —,
Doch sie rudern schnell davon
Als wär ihr Schiff bloß ein' Zitron.

Die andern, durch den Gesang aufgemuntert, wiederholen zu verschiedenen Malen im Chor: „El uarde lasem, el uarde lasem“, „die Rose ist schön, die Rose ist schön“, um alsbald hinter einer Insel zu verschwinden. Auch des schönen Geschlechtes wird gedacht, und den am Ufer wasserschöpfenden Töchtern rufen die Schiffer zu:

Ja banat et — tammla
Rut es — salam mal
Die schönen Töchter dort am Strande,
Sie schöpfen Wasser an dem Rande
Und stolz grüßen sie — nicht.

Die Flußbewohner machen hier eifrig Jagd auf Krokodile. In kleinen Kähnen nähern sie sich den Stellen, welche ihnen zuvor schon als Lieblingsort derselben bekannt sind und schleichen sich ihnen furchtlos entgegen und suchen sie anzuspießen; oder aber im Notfall werfen sie sich auf den Rücken des Angegriffenen, um ihm bald nachher den Garaus zu machen, indem der Jäger mit einem Beil oder Knüttel auf die obere Kinnlade schlägt.

Die kleinen Schiffe, welche die Bewohner an den Ufern halten, sind meistens elende, zerbrechliche Fahrzeuge ohne Segel. Bei günstigem Winde muß sich aber der Schiffer auf geschickte Weise auszuheilen wissen, indem er seine Enehälfte vorn auf dem Schiffe aufstehen läßt. Der Wind bläst nun in das mit beiden Händen in die Höhe gehobene, leichte Kleid der Schifferin, und im Nu ist das andere Ufer erreicht. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich mit meinen eigenen Augen diese einfache Segel-Methode bemerkte, wobei das schöne Geschlecht als Mast und Segel zu gleicher Zeit verwendet wird.

Den 4. Dezember passieren wir den letzten Wasserfall des Niles, „Sobloga“ genannt. Hier macht der Nil fast einen rechten Winkel und kommt uns aus engem Flußbett entgegen, welches zu beiden Seiten von nicht hohen Bergen eingefafst ist. Diese Uferberge sind nur spärlich bewachsen, bieten aber für den Botaniker doch einige Beute.

Den nächsten Morgen sind alle die Berge verschwunden, und auf beiden Seiten des Flusses dehnen sich Durra und Baumwollfelder aus. — Da gerade die Durra eingeerntet wurde, so wimmelten die Felder von Sklaven und Knechten, welche gar fleißig die köstlichen Früchte einheimsten.

Die unbewachsenen, sandigen Inseln wimmeln von Wasservögeln verschiedener Arten. Abu ßan, das ist Vater des Kropfvogels. Er gleicht von weitem einem mittleren Esel. Abu ßan steht vergnügt auf dem einen Bein, sein Kropf ist mit Fischen angefüllt. Herden von Gänsen sonnen sich noch im Abendglühen, und andere kleine Wasservögel umgeben ihren Herrscher Abu ßan.

Erst den 12. Dezember, am achtundvierzigsten Tag¹⁾ meiner Reise von Kairo aus, erreichte ich Chartum, die Hauptstadt des ägyptischen Sudans. Die kürzere und bequemere Route ist jedenfalls diejenige via Suez, Suakin, Berber, auf welchem Weg man Chartum in einem Monat erreichen würde.

Es ist zu hoffen, daß auch bald das Dampfroß diese zum Teil noch unbekannten Regionen dem Handel öffne. Die Sklaverei, diese ewige Plage des Sudans, würde dadurch einen tötlichen Schlag erhalten und die schwarzen, bedrängten Söhne Afrikas eine solide Stütze finden.

Chartum, den 30. Dezember 1881.

¹⁾ Heute dauert die Bahnfahrt von Kairo nach Chartum 38 Stunden, inkl. 3 Stunden Zwischenhalt in Wadi Halfa.

Gottfried Roth im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

a) Wiederaufleben des Sklavenhandels

von

GEORG SCHWEINFURTH.

Im Frühjahr 1880 schrieb der bekannte Afrikaforscher Georg Schweinfurth an die Kölner Zeitung folgenden Brief:

„Als am 4. April 1877 zwischen England und Aegypten ein Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen wurde, gaben sich viele der Ueberzeugung hin, daß es der britischen Regierung nur um die Erlangung eines Vorwandes zu tun gewesen sei, um sich bei passender Gelegenheit in die innern Verhältnisse Aegyptens mit Befugnis einmischen zu können. Als aber Gordon Pascha, der Generalgouverneur des ägyptischen Sudans, im Jahre 1878 energisch gegen die im Lande tief eingewurzelten Uebelstände vorzugehen sich entschloß, Sklaventransporte in den verschiedenen Provinzen aufgreifen ließ und die Schuldigen richtete, zeigte es sich, daß die Sache ernst gemeint war. Gordon fand in der Person eines italienischen Seemanns, des Kapitäns Gessi, den Mann von rücksichtsloser Strenge und heldenmütiger Selbstverleugnung, wie er zur Bekämpfung der Sklavenhändler in Urwäldern und Sümpfen, bei mangelhafter Ausrüstung und der geringen zur Verfügung stehenden Truppenzahl einem zehnmal überlegenen Feinde gegenüber von Nöten war. Nach einer an die Zeiten Balboas erinnernden Kampagne von 14 Monaten in den Wildnissen des Bahr-el Ghasal und Dar Fertits war es Gessis Verwegenheit gelungen, die mit Solimann Sieber verbündeten Sklavenhändler zu Paaren zu treiben und nachdem er ihnen einen Stapelplatz nach dem andern genommen, die ägyptische Autorität im Lande wieder herzustellen, tausenden von Sklaven Heimat und Freiheit wieder zu geben, den Händlern selbst aber ein verdientes Strafgericht zu bereiten. Hunderte derselben wurden in den zahlreichen Gefechten niedergeschossen, standrechtlich exekutiert oder für vogelfrei erklärt in den Wäldern von den Ein-

geborenen niedergemetzelt und schließlich der Anführer selbst nach mühsamer Verfolgung in Dar-fur ergriffen und mit seinem Genossen hingerichtet. Es ist gerade ein Jahr, seit diesem Ereignis verfloßen Gessi zum Pascha ernannt und als Gouverneur über die nun gänzlich vom Sklavenhandel gereinigten Provinzen eingesetzt behauptet zur Zeit noch seinen Posten am Bar el Ghasel. — Allein Gordon hat einem Pascha von echter Art den Platz räumen müssen. Er selbst hatte wohl Grund genug dazu, seines Amtes müde zu sein, indes ist es eben so gut erlaubt, anzunehmen, daß man ihn gehen machte. Von seinem Nachfolger Rauf Pascha erwartete man sofort einen durchgreifenden Wechsel der Grundsätze in der Verwaltung des Sudans. Die europäischen Gouverneure im Sudan wie Gessi, Dr. Schnitzer, Emiliani, Slatin Pascha, die ihrerseits die feste Garantie für die fortschreitende Unterdrückung des Sklavenhandels geboten hatten, werden künftig keine leichte Stellung haben.“

Und der Monatsschrift für den Orient berichtete Schweinfurth folgendes:

K a i r o , 23. Mai 1880.

Meinen Befürchtungen in Betreff eines Wiederaufblühens des Sklavenhandels nach dem Rücktritte Gordon Paschas von der obersten Leitung der Verwaltung des ägyptischen Sudan habe ich seinerzeit in meinen Mitteilungen Ausdruck verliehen, besonders erschien mir die Wiederbesetzung des wichtigen Postens mit einem ägyptischen Pascha als das Signal zur Schilderhebung aller Widersacher der Sklavenbefreiung gegen die durch Gessis tatkräftiges Einschreiten am Bahr-el-ghasal erzielten Erfolge. Wer aber hätte ahnen können, daß ein Rückfall in das alte Uebel in so unmittelbarer Weise die Folge von der Ernennung Rauf Paschas zum General-Gouverneur sein werde, wie wir es jetzt nach Ankunft großer, tausende von Sklaven mit sich führender Karawanen in Siut erkennen.

Auf die erste Nachricht hin, daß die Rückkehr Gordons auf seinen Posten oder die Besetzung des letzteren durch einen europäischen Nachfolger nicht mehr zu befürchten stünde, haben die Händler von Darfur sofort ihre seit langer Zeit aufgespeicherte Ware vom Stapel laufen lassen, indem sie dieselbe direkt nach Siut expедиerten, auf dem alten Handelswege, der Aegypten mit den Gebieten des zentralen Sudans in Verbindung setzt. Das geschah

unbekümmert um ein eigenes, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Siut errichtetes Amt, an dessen Spitze Achmed Pascha stand. Als die erste Abteilung der Karawane gegen Ende April in Siut anlangte, entwickelte sich unmittelbar vor den Toren der Stadt ein lebhafter offenkundiger Handel. Jedermann aus der Stadt ging nach dem Lager der Karawane, um sich daselbst die Sklaven anzusehen und seine Einkäufe zu machen. Ungescheut währte dieses Treiben mehrere Tage, da weder der Mudir, noch der Direktor des Amtes der Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels sich um die Sache zu kümmern schien. Die Welt hätte vielleicht von dem Ereignisse gar nichts erfahren, wenn nicht ein Lehrer der amerikanischen Missionsschule, Herr G. Roth, aus eigenem Antriebe nach Kairo gereist wäre und den Fall hierselbst zur Anzeige gebracht hätte. Der Genannte teilt mir auf brieflichem Wege den Hergang mit, und ich beeile mich, den Brief des jungen, für die gute Sache durch und durch begeisterten Mannes *in extenso* wiederzugeben.¹⁾ — Der Mudir von Siut, sein Stellvertreter und der Direktor des Sklavenamtes sind auf Roths Einschreiten hin, bereits ihres Postens entsetzt und hier vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

Graf della Sala, ein ehemaliger österreichischer Offizier, der in Mexiko als Kommandant des Kontraguerrilla-Korps für die Sache des unglücklichen Kaisers tapfer gefochten, ist auf Verlangen des englischen General-Konsuls zum Direktor des Sklavenamtes in Siut ernannt worden, und da er mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde, so erwartet man von dem energischen Auftreten dieser für den Posten geeigneten Persönlichkeit den besten Erfolg...

¹⁾ Mit diesem Berichte veröffentlichte Schweinfurth einen ausführlichen Brief von Gottfried Roth. Wir verzichten hier auf dessen Wiedergabe, da der Inhalt sich im Wesentlichen deckt mit dem beigelegten Bericht Roths über: Eine Episode aus Oberägypten.

b) Eine Episode aus Ober-Aegypten

von

GOTTFRIED ROTH.

Assiout, 5. Juni 1880

Heute führe ich euch nach dem Lande der Palmen, nach dem heiligen Flusse, nach der alten Göttererde: nach O b e r - A e g y p - t e n. Aber so schön und ehrfurchtsvoll diese Namen klingen, so habe ich euch nur ein Trauerspiel mit wechsellvollen Akten zu erzählen. Ein Trauerspiel, das jedem ehrlich Denkenden und philanthropisch Gesinnten zu Herzen gehen muß.

Langsam rauschen die Wellen des heiligen Flusses dahin — majestätisch gleiten die Barken vom nördlichen Winde beflügelt dem fernen E s n e h zu; aber nur Unheil und Verderben scheint auf den gesegneten Fluren des Niltales zu ruhen. Zu beiden Seiten des Nilstromes sind zwei kahle Hügelketten, die das eigentliche Niltal bilden, und die die Fluten des mächtigen Stromes im Schach halten. Zu beiden Seiten dieser Hügelkette ist die Wüste; dort sind die mächtigen Sandhügel und die felsigen Karawanenstraßen mit den gebleichten Gerippen der gefallenen Kamele. Es ist ein Ort des Schreckens. Tagelang geht der Wanderer dahin und findet keinen schattigen Ort oder eine sprudelnde Quelle, wo er den schmerzenden Durst löschen könnte; auch hier scheint die tropische Sonne mit aller Macht auf die armen Menschenkinder hernieder und versengt Pflanzen und Sträucher.

In dieser Umwelt liegt A s s i o u t (Siut) mit seinen 35,000 Einwohnern im alten Niltale.

„Sie sind da! sie sind da!“ heißt es eines Tages in der Stadt. Ja, ja, sie sind diese Nacht gekommen; tausend Kamele, einige hundert Männer und Frauen, Kinder, Knechte und Mägde. „Was ist denn gekommen?“ fragte ich neugierig einige Umherstehende. Die „Dschäläbe“, das heißt Leute aus dem Innern von Afrika. Sie bringen Elfenbein, Straußenfedern, Natron, gomme arabic und — Sklaven. Bald hatte sich auch die Nachricht in den umliegenden Dörfern verbreitet, und Händler strömten von allen Seiten herbei

um zu kaufen und zu verkaufen. Auch ich machte mich sogleich auf den Weg um die imposante Karawane anzusehen. Ich fand die ganze Karawane am Fuße der libyschen Hügelkette, nicht weit von Assiout lagernd. Eine zahllose Herde Kamele lag auf dem Sande, einige Zelte für die Kommandierenden der Karawane waren aufgeschlagen und andere kleinere Hütten. Es wimmelte im Lager von Menschen und Tieren, die „Dschäläbe“ waren nun beschäftigt, ihre Kamele zu füttern und zu kochen. Viele lagen ausgebreitet auf dem Sande, um von dem langen Wüstenmarsche auszuruhen. Wasserschläuche, Kochgeschirr, Kamelsättel, Säbel, Dolche, Feuerflinten und Spieße lagen um die Zelte und Hütten herum. Der ganze Anblick war ein recht afrikanischer.

Vertraulich setzte ich mich zu dem Führer der Karawane in sein luftiges Zelt und fragte nach seinem Lande und dessen Gebräuchen und Sitten, nicht ahnend, daß ich es mit einem der verwegensten Sklavenhändler zu tun hatte. Er erzählte mir vieles über sein Land und seine Leute; aber immer in zurückhaltender Art, als fühlte er, daß jedes der gesprochenen Worte einen großen Wert für ihn hätte. Der Führer der Karawane war ein Mann von ungefähr 45 Jahren und von echt arabischem Blute; seine Gesichtsfarbe war bräunlich, etwas schwärzer als die eines Ägypters. Sein Vollbart war schon von den afrikanischen Sorgen und Strapazen weißlich gefärbt; seine Augen funkelten wie Sterne am ägyptischen Himmel und fanden nirgends Ruhe; die beiden Backen waren etwas eingefallen, und um den kleinen Mund spielte ein recht teuflisches Lächeln, das mir um so grausamer erschien, als er von Zeit zu Zeit ein kurzes Gebet hersagte; sein Adlerblick ruhte nirgends, und wenn er mich auch betrachtete, so war es nur für eine kurze Zeit, denn alsobald wandte er seinen Blick von mir ab. Seine Kleidung war höchst einfach; ein langer dunkelblauer Rock, ein Turban und rote Schuhe waren sein Anzug; am linken Arme unter dem Aermel glänzte eine mörderische Waffe — ein Dolch, den er verborgen hielt; es wurde mir ganz unheimlich zu Mute, als ich jene Waffe erblickte. Aber auch ich war bewaffnet und hatte einstweilen nichts zu fürchten. Auf einem Teppich von roter Farbe lagen wir und plauderten noch lange; endlich fragte ich ihn, was sein Handelsfach sei. Er erklärte kurzweg, daß er keine Sklaven habe, ohne daß ich ihn darüber befragt hatte und daß er nur Straußenfedern und Natron gebracht hätte und bot mir dann diese Artikel zum Kaufe an. Sein

Wüstenblick schweifte wie ein Feuerfunken im Zelte herum, als suchte er einen Ausgang; der kleine Mund verzog sich, und ein süßes liebherziges Lächeln glitt darüber hinweg. Nachdem ich diesen seltsamen Sohn Afrikas noch bestimmt gefragt hatte, ob er wirklich keine Sklaven mit sich führe, verließ ich das unheimliche Zelt am Rande der Wüste.

Ich kehrte nach meiner Wohnung zurück, und obschon ich faktisch keine Sklaven gesehen, so störte mich doch etwas in meiner Arbeit, und ich glaubte immer fester, daß ich jener seltsamen Gestalt im Zelte nicht trauen dürfe. Die feuersprühenden Augen des Afrikaners verfolgten mich bis in mein Stübchen, und die heuchlerischen Gebärden und seltsame Sprache riefen merkwürdige Träume des Vergangenen in mir wach.

Die Nacht brach an; tausend Sterne schimmerten am göttlichen Himmel; kein Wölkchen trübte die königlichen Lichter in der unbekannten Ferne, und kein Geräusch noch Geschrei unterbrach die nächtliche Stille. Es war eine feierliche, herrliche Nacht; eine Nacht wie man sie nur in diesem Lande findet! Ich band den Revolver um die Lenden und ging hinaus in die Berge, ich kannte mein Ziel, ich wußte mein Vorhaben; aber immer noch wie ein Traum, fast unentschlossen machte und prüfte ich meine Pläne der Ahnung. Ich näherte mich dem Karawanenlager, das ich am Tage schon besucht hatte. Viele Feuer brannten neben Hütten und Zelten, und drum herum saßen unheimliche schwarze Gestalten. Das wogende Meer der Kamelsherde war zur ruhigen See geworden, und mehr als deren tausend lagen gebunden auf dem Sande um nicht entweichen zu können.

Kein Laut ertönte, und eine feierliche Stille herrschte im Lager am Rande der Wüste. Wer da! ruft in demselben Augenblicke eine sonnenverbrannte Gestalt mit einem Gewehre auf den Schultern und einem langen krummen Säbel an der Seite. „Ich bin's“, war meine Antwort, und trat ins Lager hinein.

Ich setzte mich zu den nächtlichen Feuern und lauschte mit Vergnügen den kargen Worten, die die Afrikaner hie und da von sich hören ließen. Ich ließ mich mit mehreren in ein Gespräch ein und erfuhr, daß die Karawane nun hundert Tage auf der Reise sei, daß sie vor ungefähr drei Monaten von F a s c h e r im Sudan aufgebrochen sei, um mit den Niltalbewohnern in Handelsverbindungen zu treten.

Man erzählte mir, daß man die mitgebrachten Kamele verkaufen werde, und mit dem Erlöse derselben und demjenigen des Elfenbeins, der Straußenfedern und des Natrons sich dann zurück nach der Heimat begeben werde. So waren wir im vertraulichen Gespräche über Handel und Wandel der afrikanischen Völkerschaften. Man sprach über Darfur, über den Sudan; bis ins Land der Wilden, der Hyänen, konnten mir diese Menschen Auskunft geben, denn dort war ihr Herd, und dort haben sie jedwede Freiheit und können nach Willkür handeln.

Ich blickte umher, und zu meinem größten Erstaunen sah ich viele Sklaven auf der Erde kauern; man erkühnte sich sogar, mir verschiedene dieser Unglücklichen zum Kaufe anzubieten. Nackt oder nur mit einem kleinen Tuch um die Lenden lagen sie auf dem Sande und blickten mich wehmütig an. Ich legte meinen Revolver zurecht, und Gedanken stiegen in mir auf, diese gebräunten, geraubten Söhne und Töchter zu entführen. Es braucht nur einen Moment, und im Nu bin ich mit ihnen entwichen. Aber fünfzig Dolche blitzten an meiner Seite, und ich fühlte, daß ich zu schwach war; um die gefangenen Sklaven zu befreien. Ich sann und sann lange nach; aber ich konnte kein Mittel finden, um den Sklaven Rettung zu bringen, ich selbst war von 200 Sklavenhändlern und Mördern umgeben. Und wer wagte es, sich an einer Herde wilder Panther zu vergreifen? — Ich war bereit, sie sofort zu befreien; aber es war mir ganz unmöglich, allein die Befreiung dieser Unglücklichen zu versuchen; so war ich genötigt, sie ihrem weiteren Schicksale zu überlassen. Schließlich bot ich den Händlern Geld, aber mein Beutel war zu klein, um die hohen Forderungen dieser Unmenschen zu befriedigen; denn man verlangte für jeden Sklaven 15 bis 20 Napoleons, und es waren zu dieser Zeit deren siebenzig oder hundert im Lager.

Die Sklaven wurden mir ohne Ausnahme des Geschlechtes nackt vorgestellt, und des Anstandes wegen darf ich die Worte nicht niederschreiben, die ein Sklavenhändler zum Preise einer schönen Sklavin sagte. Da saß die gebräunte Tochter aus dem Sudan mit perlenden Tränen in den Augen auf der Erde. Monatelang, ja Jahre ertrugst du das Joch der Sklaverei; man raubte dich aus dem Schoße der zärtlichen Mutter, und dein junges blühendes Leben welkt dahin wie eine Rose in schändenden Händen! Die nächtlichen Lieder deines Stammes klingen nicht mehr zu dir; fern von deiner Muttererde bist

du zum Verkaufe für den Meistbietenden ausgestellt, und entblößt stehst du vor dem reichen Käufer da, der dich für immer ins Harem schleudert, um dir nie mehr die Freiheit zu geben!

Noch brannten die Wachtfeuer, als ich das Lager verließ. Der schöne Mond erhellte den Ort am Wüstenrande; aber traurig schienen mir die goldenen Fäden des Himmelslichtes am besternten Himmel. Geh! weiche von diesem Ort der Trauer; fliehe! fliehe!

Durch Palmen und Orangengärten ging ich zurück. Alles schien mir trübe und verlassen, selbst der schlanke Palmbaum mit seiner fliegenden Krone hatte keinen Reiz für mich; in der Sykomore sah ich ein Monstrum, das bereit war, mich zu verschlingen, und hinter Bananen-Gruppen sah ich jene unglücklichen Sklaven um Hilfe flehen. Ich legte mich zu Bette; aber ich konnte nicht schlafen; ich hörte die Ketten rasseln, womit die dünnen Glieder der Sklaven beladen waren; ich sah sie dort im weiten Sandmeer ums nächtliche Feuer lagernd, als Beute ihres Herrn und den wilden Tieren ausgesetzt. Niemand bekümmert sich um euch; doch wisset, daß von nun an ein unbekanntes Auge über euch wacht.

Den nächsten Morgen begab ich mich zum dritten Male nach der Sklavenkarawane, ich wollte mich noch einmal überzeugen und sah wirklich am Tage viele Sklaven zusammengepreßt in den elenden Hütten liegend. Ich sann wiederum auf Rettung, aber an wen sollte ich mich wenden? Von den 35,000 Einwohnern, die Assiout zählt, weiß ich gewiß, daß nicht zehn mir beistehen würden, um etwas zur Befreiung der Sklaven zu tun; denn alle sind gegen mich gesinnt.

Den gleichen Tag um 9^{1/2} Uhr abends hatte ich eine höchst seltsame Zusammenkunft mit Herrn Magar Damian, dem französischen Konsul in Assiout, einem Araber. Ich machte um jene Zeit einen Spaziergang durch die Stadt; als ich eben auf dem Wege war nach Hause zurückzukehren, begegneten mir drei Schwarze auf der Straße. Es waren zwei kleine Knaben und ein Diensthote des Herrn Magar. Der Diensthote führte diese zwei Kleinen bei der Hand. Es fiel mir sehr auf, warum der Diensthote um diese Zeit mit zwei Knaben in der Stadt herumlaufe. Ich sprach zu den Kleinen auf arabisch; aber sie konnten das Arabische nicht verstehen; ich betrachtete nun besonders ihre Kleidung, und es stellte sich heraus, daß diese zwei Knaben ganz frische Sklaven waren. Ich forderte nun den Diensthoten auf, mir die zwei Sklaven zu übergeben, da der Menschenhandel in Aegypten nicht mehr erlaubt sei; aber sofort schickte er

einen Mann, der ihm nahe gefolgt war zu Magar, und dieser kam selbst mit Knechten und Nachbarn. Die Meute fiel über mich her, und sie nahmen mir die Sklaven weg. Es kam mir bisher nicht in den Sinn, daß der Vertreter einer zivilisierten Nation mit Menschen handeln würde; aber heute sollte ich den schlagendsten Beweis davon haben und um so trauriger ist es, als ich nicht glaube, daß er dafür bestraft wird. Herr Magar sah bald seinen Fehler ein und wollte sich durch schmeichelnde Worte aus seiner Lage befreien. Auf's höchste entrüstet begab ich mich sofort zum österreich-russischen Konsul, einem Araber, und bat ihn, mir doch beizustehen und die Sklaven sofort von Herrn Magar zu verlangen; aber dieser Konsul entschuldigte sich, daß das nicht seine Sache sei und schickte mich zu Herrn Hayat, dem deutschen und amerikanischen Konsul. Ich traf Herrn Hayat, einen älteren steinreichen Araber, seinen Nargileh rauchend und im Hofe sitzend. Sofort erzählte ich ihm, was vorgefallen sei, und er schien sich für die Sache mehr zu interessieren als der andere. Er war bereit, den nächsten Morgen jene zwei Sklaven von Magar zu verlangen; denn ich erklärte ihm, daß ich morgens nach Kairo verreisen werde, um dort Hilfe zu suchen.

Schönes Aegypten! — Das Land das ich liebe liegt in Banden. Schöne Ufer des Nils! Wo sind die alten Helden, die für die Freiheit kämpften? Rauscht ihr Wellen des gesegneten Stromes, tragt die traurige Nachricht fort, fort in alle Lande und läßt den Klageruf Aegyptens hören! Und ihr, die ihr Menschenherzen besitzt, helft mit am schönen Werke! und befreit den Sklaven, daß nicht mehr Ketten seine wunden Füße fesseln! Und ihr vom schönen Geschlechte, habt Erbarmen mit den schwarzen Töchtern, die von ihrem heimatlichen Herde mit Gewalt entrissen werden, sie sind schwarz, aber sie fühlen und empfinden wie ihr; die Last der Ketten gräbt Narben in die zarten Glieder, das Blut fließt; es sind Menschen. Rache sah ich aus den weinenden Augen der Töchter aus dem Sudan sprühen; aber was vermag der schwache weibliche Arm gegen den herkulischen hartherzigen Menschenjäger. Ich rufe euch noch einmal zu, die ihr glücklich am heimischen Herde sitzt: gedenkt der Unglücklichen, die beim nächtlichen Dunkel aus den Armen der weinenden Mutter und aus dem Schutze des klagenden Vaters geraubt werden!

Am nächsten Morgen, den 25. April, begab ich mich nach Kairo. Herr Malet, der englische Generalkonsul, empfing mich aufs

freundlichste; sofort teilte ich ihm, was ich über Sklaverei wußte, mit. Nach beendiger Erzählung begaben wir uns sogleich zu Riaz Pascha, dem Präsidenten des gegenwärtigen Ministeriums. Wir wurden sogleich eingeführt, und die Unterhandlungen begannen. Riaz Pascha ist ein kleiner Mann, mit gebogener Nase und kleinem Kopfe, und niemand würde vermuten, daß in diesem kleinen Kopfe Verstand genug wäre, ein Königreich zu regieren; doch es ist einmal so, dieser kleine, hagere Mann regiert zur Stunde Aegypten. Riaz Pascha, so viel ich weiß, ist von türkischer Abstammung, spricht die türkische, arabische und französische Sprache. Wir fangen an in französischer Sprache dem Obersten des Landes unser Anliegen mitzuteilen. Ich sprach zu Riaz, wie man am besten die ganze Karawane gefangen nehmen könnte und verlangte zwei Kompagnien Soldaten, um den Plan gehörig auszuführen. Ich machte seiner Excellenz das schreckliche Los der unglücklichen Sklaven klar; daß ich mit eigenen Augen fünfzig im Karawanenlager gesehen habe und daß 1200 in und um die Stadt Assiout verborgen liegen. Auf dieses antwortete mir Riaz Pascha, daß er selbst Sklaven besitze; aber ich machte ihm klar, daß ich nicht die Absicht habe, alte Sklaven, die schon Jahre lang bei ihrem Herrn seien, zu befreien, sondern diese, die man noch vor nicht langer Zeit von der Mutterhütte gestohlen habe. Halb erzürnt über die Worte „ich selbst besitze Sklaven“ rief ich ihm mit kräftiger Stimme zu: so müßten Sie doch Erbarmen haben mit denen, die in Assiout in Fesseln liegen, und was würden Sie dazu sagen, wenn eines Tages die schwarze Rasse sich wie ein Mann erheben würde, Ihnen Ihre Knaben und Mädchen entreißen und sie in ein fernes Land fortführen würde — auf Nimmerwiedersehn! — — Meine Worte hatten scheinbar gewirkt, und der große Mann war besiegt. Alles, was der englische Botschafter und ich verlangten, sollte erfüllt werden. Inzwischen wurde der Kaffee serviert, eine Sitte, die im Orient, beim ärmsten Bauer wie beim reichsten und angesehensten Manne zu Hause ist. Nach einer halbstündigen Unterredung verabschiedeten wir uns, und durch Wachen und Offiziere hindurch erreichten wir unsere Wagen.

Nach einiger Zeit vernahm ich, daß Riaz Pascha einen General und 208 Soldaten mit mir nach Assiout schicken werde. Eine Abordnung der Regierung, mit D o r m a n l i P a s c h a als Führer, und ein Employé im englischen Konsulate sollten mich begleiten.

Den nächsten Morgen verließen drei Paschas und ich Kairo, um

die Sklavenkarawane gefangen zu nehmen. Meine Wünsche waren nun erfüllt; doch das Gelingen meiner Pläne war noch eine Frage; denn sollten die Sklavenhändler von meinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt worden sein, so würden sie ohne Zweifel energischen Widerstand leisten; oder aber sie würden in die Berge geflohen sein, und meine Pläne wären dadurch vereitelt worden. Doch soweit war ich zufrieden, das Verlangte hatte ich in Händen.

Unterwegs hatte ich Zeit, dem General den Plan von Assiout und Umgebung aufs Papier zu zeichnen. Ich zeigte ihm meine verfertigte Skizze, und ohne dieselbe lange zu betrachten, sagte er mir, daß alles auf mich ankommen werde, und, was ich befehle, werde man tun. So fuhren wir den ganzen Tag im oberägyptischen Staube.

Nachts um neun Uhr erreichten wir den Josephskanal, der sich ungefähr eine halbe Stunde von der Eisenbahnstation von Assiout befindet. Hier wurde der Zug zum Stehen gebracht. Die Soldaten stiegen aus, aber die Passagiere mußten warten, bis ihnen der Befehl gegeben wurde in die Station zu fahren; denn es wurde dafür gesorgt, daß niemand die Nachricht nach Assiout bringe, ehe wir uns der Karawane bemächtigt hätten. Der General rief mich zu sich und bemerkte mir, daß es unschicklich für ihn sei, zu Fuß nach dem Lagerort zu gehen und daß er später kommen werde, wenn die Karawane in unsern Händen sei. Erst jetzt wurde den Soldaten mitgeteilt, um was es sich eigentlich handle. Wir setzten uns nun auf holperiger Straße im Gänsemarsch in Bewegung.

Geräuschlos gingen wir durch die Felder. Der Mond war in seiner ganzen Pracht am unbewölkten Himmel. Hui! wie pochte mein Herz, als ich die Bajonette im Mondschein glänzen sah! Das schwache Gerassel der Säbel der Offiziere war nun ein Trost für mich. Schon haben wir den halben Weg zurückgelegt; in der Ferne brauste der Eisenbahnzug der Station zu. Wir nähern uns der Karawane. Haben sie eine Ahnung, die Gefangenen, daß die Retter nahen? Niemand durfte ihnen das Trostwort bringen — doch nur noch einige Minuten und — die scheußlichsten Verbrecher werden in unsern Händen sein. In nächster Nähe befindet sich ein Garten mit einer hohen Mauer umgeben; dort im nächtlichen Mondesschaten hinter Sykomoren und Palmbäumen bereiten sich die Soldaten zum Angriffe vor. Die Gewehre werden geladen, und unbemerkt nähern wir uns dem Sklavenlager. Die Wachen, die in nächster Nähe waren, wurden sofort gefangen genommen und entwaffnet, und in nicht

weniger als zehn Minuten war das ganze Lager in unserem Besitze ohne Blut zu vergießen.

Nach einiger Zeit kam hoch zu Roß der General und überzeugte sich, daß wir gut gearbeitet hätten.

Unser erstes war nun die Sklaven zu befreien. Ich drang, den Revolver in der Hand, von einigen Soldaten gefolgt, ins Lager, um Zelte und Hütten zu durchsuchen. Unsere erste Begegnung war ein Mann, der nach seiner Angabe selbst aus der Stadt Kairo war. Was tat dieser Mann hier? Er war aus Kairo gekommen, um Sklaven einzuhandeln. Nun fanden wir fünf Knaben und Mädchen nebeneinander auf dem Sande schlafend. Sogleich wählten wir einen Platz mitten im Lager, um die geretteten Sklaven zu bewachen.

Mit Hilfe der Soldaten gelang es mir 68 Knaben und Mädchen den Sklavenhändlern zu entreißen. Nur ungern und leichten Widerstand leistend gaben sie die Sklaven heraus; doch als sie die geladenen Remingtons vor Augen sahen, mußten sie sich ergeben. Die Sklaven jedes Geschlechtes lagen einfach auf dem Sande in ein Stück Calico eingehüllt; einige davon hatten nur einen kleinen Schafspelz um die Lenden. Um drei Uhr morgens war die Durchsuchung des Lagers zu Ende. Ich gab deutlichen Befehl, daß alle im Lager sich Befindenden nicht herausgelassen werden dürfen, und daß sie wohlbewacht werden müssen.

35 Sklavenhändler, welche behaupteten, daß die Sklaven ihre Weiber, Töchter, Söhne, Mägde und Knechte seien, wurden aufs strengste bewacht. Unter einer Eskorte von Soldaten wurden die Sklaven zum amerikanischen Missionshause gebracht; dieses schien mir der geeignetste Ort für sie zu sein; denn, würde ich die Sklaven sofort dem von der Regierung geschickten Beamten Dormanli Pascha übergeben haben, so würde sie dieser sicherlich den Sklavenhändlern wieder zurückgegeben haben, um die Sache zu verhehlen; auch nachher sollte ich genügenden Beweis der himmelschreiendsten Ungerechtigkeit dieses Mannes haben.

Mit den 25 Soldaten, die noch übrig geblieben waren, sollten die Ausgänge der Straßen der Stadt besetzt werden. Sogleich stellten wir denn auch an diesen Ausgängen je zwei oder drei Mann auf, mit dem Befehle, keinen Schwarzen hinauszulassen; denn so, glaubte ich, würde es unmöglich sein, daß die in der Stadt von dieser Karawane schon verkauften Sklaven entweichen könnten. Nachdem ich später die Runde machte, fand ich einige Soldaten schlafend;

denn die Strapazen der Nacht wirkten natürlich mit drückender Schwere auf alle Glieder. Nachdem die verschiedenen Straßen besetzt waren, begab ich mich zum Regierungsgebäude, um den General zu sprechen. Das Gebäude war beleuchtet, und alles schien in der größten Aufregung zu sein; denn wie ein Blitz hatte sich die Nachricht in der Stadt verbreitet, daß die Karawane durch mich gefangen genommen worden sei. Einige Würdenträger waren zugegen und starrten mich mit orientalischer Gleichgültigkeit an. Inzwischen graute der Morgen, und ich begab mich zur Karawane, um Leute und Kamele zu zählen. Ich selbst fand 288 Personen im Lager und 600 Kamele. Unter diesen 288 waren einige Händler aus der Umgebung und viele aus Assiout, die die Nacht hier zubrachten eigens, um Sklaven zu kaufen. Während den wenigen Tagen, an welchen die Karawane hier lagerte, wurde schon ein größerer Teil der Kamele verkauft; denn als die Karawane hier angekommen war, soll man nicht weniger als 1000 Kamele gezählt haben.

Nach dieser Zählung begab ich mich zum Regierungsgebäude, um die Paschas zu sprechen und sofort ans Werk zu gehen; die Diener aber erklärten mir, daß noch alles im süßesten Schlummer sei. Ich wartete $1\frac{1}{2}$ Stunden, und endlich waren die Herren bereit zur Karawane zu gehen, um die Sache selbst anzusehen. Es war zehn Uhr morgens. Ich durchsuchte das Lager noch einmal selbst und fand noch drei bildhübsche weibliche Sklavinnen, die im Sande verborgen waren. Alle Sklavenhändler, welche Anspruch auf die Sklaven machten, wurden nun gefordert, und ihre Namen wurden aufs Papier geschrieben. Dormanli Pascha wollte nur die 35 Mann gefangen nehmen und die andern entwischen lassen. Ich protestierte gegen dieses ungerechte Verfahren mehrere Male; ich machte Dormanli Vorstellungen, wie ungerecht es sein würde, die andern mit der Karawane in Verbindung stehenden Personen ohne irgendwelches Verhör weggehen zu lassen; aber ohne Erfolg. Zwei Tage nachher bemerkte ich Dormanli, daß er endlich die zurückgebliebenen Sklavenhändler gefangen nehmen müsse; aber er wollte um keinen Preis. Wären alle Personen, die zur Karawane gehörten, oder dieselbe Nacht dort zugebracht hatten, gefangen genommen worden, so würde es uns ein Leichtes gewesen sein, diejenigen Händler zu entdecken, die in Assiout den Menschenhandel mit Erfolg betrieben, und die befreiten Sklaven würden sich vielleicht ums Zehnfache vermehrt haben. Noch wäre es Zeit gewesen, meinem gerechten Rate

zu folgen; aber sobald ich der Karawane den Rücken kehrte, erhielten die andern 253 die Freiheit. Und warum wollte Dormanli diese 253 nicht gefangen nehmen? Hatte er ein besonderes Interesse, andern aus der Schlinge zu helfen? Oder hatte er höhere Befehle ausgeführt, die er von Kairo aus erhalten hatte?

Vor jedes Haus, in welchem wir Sklaven versteckt glaubten, wurden Soldaten gestellt, und nachher machten wir Hausuntersuchung in 25 bis 30 Häusern, deren Besitzer mir als Sklavenhändler bekannt waren. Die Soldaten hatten Befehl, niemanden aus dem Hause hinaus zu lassen; aber die Händler fanden doch Zeit genug, die Sklaven zu verbergen. — Als wir die Hausuntersuchung machten, fanden wir nicht einen einzigen Sklaven. Männliche Personen hatten kein Recht ins Harem hineinzugehen; ich selber konnte also dort nicht nachschauen, und das Gemach, das so schön eingerichtet ist um ein Verbrechen zu verhehlen, konnte ich nicht betreten. Ein Dorfdoktor, der uns beigegeben war, durfte hineintreten; aber kann man sich auf einen Mann verlassen in einem Lande, wo die Bestechung Menschen wirbt?!

Die geretteten Sklaven wurden nun nach dem Regierungsgebäude gebracht, um dort examiniert zu werden. Wie sie den Händlern abgenommen wurden, so brachte man sie zum Verhör. Die Kleidung war höchst einfach; die Sklaven-Mädchen hatten nur ein schmutziges Stück Calico um die Lenden; Brust und Beine waren unbedeckt; einige der Knaben hatten ein rauhes Hemd an, andere waren nackt. Das Haar der Mädchen war mit Kamelfett bestrichen, was nicht gerade einen angenehmen Geruch verursachte; einige trugen Ohrringe und eiserne Armspangen, oder nach Landessitte ein rötliches Stückchen Holz in der Außenwand des einen Nasloches.

Jeder Sklave wurde nun gerufen und über seine Heimat, wem er angehöre, wie er hieher gekommen sei etc. gefragt. Man mußte zugegen sein, um sich einen Begriff zu machen, wie mit Tränen in den Augen die geraubten Kinder ihre Entführung den Zuhörern erzählten. Ein kleines Mädchen in gebrochener arabischer Sprache sagte, daß man es des Nachts mit Gewalt seiner Mutter entrissen habe; ein anderer weiblicher Sklave erzählte uns, wie man ihn vom Felde, beim Viehhüten, geraubt habe. Eine Sklavin, die in ihrem Vaterlande verheiratet war, wurde mit Gewalt ihrem Gatten gestohlen; ein Knabe von etwa neun Jahren sagte, daß er von Soldaten geraubt worden sei, die ihn dann an den Händler um einige Ellen Tuches

wiederum verkauften. Ein größerer Sklave erzählte, wie man ihn gekettet habe, und man sah noch deutlich die Narben am Hals und an den Füßen.

68 Sklaven waren nach ihren eigenen Aussagen vom Mutterherde gestohlen worden; nur eine einzige gab sich als Frau eines Sklavenhändlers aus. Hundert Tage waren sie auf der Reise, und wer schon eine Wüstenreise gemacht hat, kann sich einen Begriff machen, welchen Entbehrungen man auf einer solchen Reise unterworfen ist. Hundert Tage in der glühenden afrikanischen Sonne zu marschieren, ist Heldenarbeit; denn besonders der Weg von Fascher nach Assiout scheint höchst beschwerlich zu sein; nur alle zehn bis fünfzehn Tage soll sich Wasser vorfinden, und das mitgenommene Wasser muß ja beim beständigen Hin- und Herrütteln in einigen Tagen schon zu Jauche werden. Die armen Sklaven müssen noch zufrieden sein, wenn hinlänglich Brot und Wasser da ist. Viele der Sklaven starben an den Folgen der Strapazen ehe sie am Ziel ankamen. Manche sanken auf den Karawanenwegen tödlich nieder, wo ihre gebleichten Gerippe eine traurige Sprache sprechen.

Während des Verhörs mit den Sklaven war einer, der das Mitleid aller Zuhörenden auf sich zog; er zeigte uns die frischen Narben, der schweren Ketten, womit man ihn beladen hatte; auch benachrichtigte er uns, wie man alle Sklaven während des Tages in Assiout in einer Höhle droben in den Bergen verborgen hielt, und daß man ihnen, wenn man sie dorthin führte, die Augen verband, um den Ort nicht zu erkennen. Er glaubte ihn doch zu finden, wenn man ihn dorthin führen würde. — Sofort brachen wir mit 25 Soldaten auf, um den Ort aufzusuchen. Wir fanden denn auch wirklich diese Höhle nicht unweit des Lagers der Karawane. Es war eine natürliche Grotte mit einem langen finsternen Gange ins Innere des Berges. Dort lagen Sklaven zusammengepreßt in finsterner Höhle; des Tageslichtes beraubt, mußten sie die düstere Nacht erwarten, um dann ausgestellt und an den Meistbietenden verhandelt zu werden.

Nachdem die Sklaven alle ins Verhör genommen worden, kam die Reihe an die 35 Sklavenhändler. Der erste, den man vorführte, war ein Mann von herkulischer Gestalt; über sechs Fuß hoch, mit breiten Schultern und gehobener Brust, stolz wie ein Yankeehäuptling schaute er um sich und schien dem Schwerte zu trotzen. Ein tückisches Lächeln glitt über seinen Mund hinweg und drohte aller zu spotten; er leugnete hartnäckig, daß die von ihm mitgebrachten

Kinder geraubte Sklaven seien; aber nach zweistündigem Ausfragen rann eine Träne über seine gebräunten Wangen, und der wilde Sohn der Steppe bekannte seine Sünde, daß die Kinder, die er mitgebracht, alle gestohlene Sklaven seien. Also schlug doch noch ein Menschenherz in seiner Brust.

Alle Sklavenhändler wurden so vorgeführt und ausgefragt; einige sagten die Wahrheit, und wiederum andere logen hartnäckig; es war unmöglich auszufinden, wem sie in Assiout Sklaven verkauft hätten. Dormanli Pascha, der als Richter zugegen war, wollte die Wahrheit einfach nicht; er wußte wohl, daß angesehene Männer in der Stadt den Sklavenhandel trieben, und diese wollte und suchte er in jeglicher Weise zu schützen. Zwei Tage nach der Gefangennahme der Karawane ermahnte ich Dormanli Pascha noch einmal, die zurückgebliebenen Sklavenhändler und besonders deren Chef gefangen zu nehmen; aber meine Worte blieben fruchtlos. Werden die großen Mächte und besonders England eine solche Ungerechtigkeit nicht bestrafen? — — Kann die zivilisierte Welt zusehen, wie Sklaverei von hohen Beamten geschützt wird? — — Ihr Philanthropen helft, und wir werden siegen. — — Helft am schönen Werke, und die Nachwelt wird Euch preisen. — —

Eine zweite Karawane, bestehend aus etwa 160 Personen und 500 Kamelen, kam vor vier Tagen hier an. Ich hatte schon den englischen Konsul einige Zeit vorher davon in Kenntnis gesetzt, und die Sklaven wurden dadurch befreit. Die Zahl derselben beträgt nun 160.

Eine dritte Karawane ist, wie ich höre, im Anzuge. Ohne Zweifel sind gegenwärtig noch viele Sklaven in der Oase Chargeh, aber sobald die Sklavenhändler etwas wittern, machen sie sich davon.

Conte della Sala kann viel Gutes tun, wenn er arabisch spricht, die Gewohnheiten der Araber und die Wüste kennt und vertraute Leute mit sich hat; natürlich muß er ganz der Sache ergeben sein.

Es scheint, der Vizekönig interessiert sich für diese Sache sehr; auch wird er wohl wissen, daß schlechte Beamte ihn in Gefahr bringen, seinen Thron zu verlieren.

Drei große Karawanen sind also nun hier angekommen, und so viel ich weiß und gehört habe, werden diese drei Karawanen sicher 3000 Sklaven nach Unterägypten mitgebracht haben. Viele der Sklaven werden in einer Oase, Chargeh genannt, in der libyschen Wüste versteckt gehalten, um dann in kleinern Gruppen

ins Niltal geschaffen zu werden. Aber es ist zu fürchten, daß nun viele Sklaven in die Wüste gelassen werden, und ihr Ende würde dann ein schreckliches sein; denn niemand kann ihnen dorthin Hilfe bringen, elendiglich werden sie vor Hunger und Durst unter dieser sengenden Sonne Afrikas unbekannt und unbetrauert dahinsterven.

Die befreiten Sklaven wurden samt den Händlern nach Kairo gebracht, wie ich hörte, sollen sie die Zettel der Freiheit erhalten haben und an Paschas und Beys gegeben worden sein. Zwar wurde behauptet, daß man sie in Kairo zum zweiten Male verkauft habe; aber das kann ich nicht glauben, da Riaz Pascha uns versicherte, daß er selbst die Sklaven beschützen werde.

Schiffe mit Sklaven beladen werden zur Stunde noch nach Kairo geführt und dort um hohen Preis verkauft. Die durch mich und durch meine Vermittlung geretteten Sklaven belaufen sich nun auf 250. Eine große Zahl Mädchen und Knaben, aber sie haben Vater und Mutter verloren; keine treue Mutter wacht über sie, und kein Vater lehrt sie den Spieß führen und den Straußen jagen, sie haben ihr Vaterland für immer verloren, ihre Muttersprache werden sie in kurzer Zeit vergessen. Am Götterstrome wird nun ihre neue Heimat sein; aber nie, nie, werden sie die bunten Vögel droben im Sudan schwirren sehen und nie, nie, die mütterliche Stimme mehr hören. Ihre arme und unterdrückte Heimat ruft allen edlen Seelen den Klageruf nach Befreiung zu. Und ihr, Söhne und Töchter des freien Schweizerlandes und so weit die deutsche Sprache klingt, helft am schönen Werke der Befreiung; laßt eure Worte hören, denkt an die unglücklichen Waisen, die Vater und Mutter verloren haben und die weit in fernen Landen das Brot der Sklaverei essen müssen. Helft das Joch der Unterdrückung und Sklaverei abschaffen, ruft nach allen guten Menschen, die sich unter euch befinden und die für diese schöne Wohltat eintreten werden, Sklaven zu befreien. Ihr genießt die Freiheit und mütterliche Pflege in unseren heimatlichen Landen; aber gedenkt der armen schwarzen Söhne und Töchter, die wie Tiere ausgestellt und um eine Summe Geldes einem schändenden Händler überliefert werden. Fühlt selbst die schweren Ketten, mit welchen die Schultern dieser Unglücklichen beladen sind; gießt Balsam in die blutenden Narben und hört die klagenden Stimmen Tausender, die im Schatten des nächtlichen Dunkels durch die Palmenwälder euch zurufen: rettet! rettet! arme Seelen!